Die

Mennonitische Rundschau

1877 Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. 1937

60. Jahrgang. Winnipeg, Man., den 1. September 1937. Nummer 35.

Volk ohne Heimatland.

Volk ohne Heimatland auf dieser Erde,
Jedermann abgewandt, hetz-müde Herde,
Ungeliebt, ungebraucht, ringsum verachtet
Mitten im Christenland wehrlos verschmachtet.

Volk ohne Heimatland, Volk ohne Hoffen,
Wer deine Not erkannt, ist mitgetroffen.
Warum sind wir bewahrt, du so gefallen,
Floß nicht das Heilandsblut dir wie uns allen?

Volk ohne Heimatland, Volk ohne Rechte,
Brauchst eine Trösterhand für deine Nächte.
Und Gottes Auge geht still durch die Reihen:
Wer will zu diesem Dienst ihm sich wohl weihen?

Volk ohne Heimatland, Volk ohne Frieden,
Auch dir ist eine Ruh' von Gott beschieden.
Auch für dich geht ein Pfad durch das Gebrause
Zur ew'gen Heimat hin, wo du zu Hause.

Volk ohne Heimatland sollst du nicht bleiben!
Wir wollen unverwandt Gottes Werk treiben
Und das Zigeunervolk liebend ihm bringen,
Bis wir gemeinsam ihm drüben lobsingen.

Helene v. Redern.
Zigeuner-Mission in Bulgarien.

Unsere Füße.

In 1. Kor. 12 zeigt uns Paulus, wie wichtig jedes unserer Glieder ist, und wie sie alle aufeinander angewiesen sind. Die Beine sind dazu bestimmt, unseren Körper zu tragen und vorwärts zu bringen. Die Fußsohlen sind elastisch nach oben gewölbt, so daß die Last des Körpers auf ihnen federt.

Wie erbarmungswürdig sahen die verkrüppelten Füße vieler Chinesinnen in früheren Jahrzehnten aus! Alle Elastizität war verloren, und den armen Frauen war jeder Schritt eine Qual. Sie konnten nicht ohne Halt gehen, und die ganze weibliche Geschmeidigkeit war verloren. Wie töricht sind auch in den Augen vernünftiger Menschen die modernen Stöckelschuhe, die den bekannten trippelnden Gang erzeugen!

Auch sonst werden die Füße vielfach arg mißhandelt, indem man sie in zu enge und unnatürlich geformte Schuhe zwängt, so daß Mißbildungen und allerlei Fußkrankheiten entstehen. Auch da wollen wir nach mehr Natürlichkeit streben und nicht alle Modetorheiten mitmachen.

Welch' großes Geschenk hat uns doch Gott mit unseren Füßen gegeben! Der Mensch lernt das Gehen viel schwerer als die Tiere, die meist schon am ersten Tage laufen können. Welche Freude für die Eltern, wenn das Kind die ersten Schritte allein tut! Es ist auch die gesundeste Fortbewegung, wenn man auf seinen beiden Füßen Gottes schöne Natur durchwandert.

Ob wir alle schon für unsere gesunden, kräftigen, allezeit dienstwilligen Füße Gott gedankt haben? Im Verhältnis zur Hand ist der Fuß viel massiver und unbeweglicher. Aber Gott wußte wohl, warum er uns Menschen nicht zu Vierhändern machte (wie die Affen). Er gab uns dafür den Verstand.

Aber wie wichtig ist es doch, daß wir unsere Füße recht gebrauchen! „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König!" Jes. 52, 7. Dieses Wort versetzt uns in die Zeit, wo Cyrus zum Erstaunen der Welt Israel freigab, aus Babylonien, ohne auch nur das Geringste als Gegenleistung zu fordern.

Entscheidend ist, daß die Freiheitsstunde in dem Augenblick schlägt, als Gott zu seinem Volk zurückkehrt. Auch unsere Freiheitsstunde schlägt erst, wenn Gott persönlich zu uns kommt. Christentum ist persönliche Gemeinschaft mit Gott durch den gekreuzigten und erhöhten Heiland. Sobald er persönlich in unser Leben eintritt, geht uns das Licht des Lebens auf, fallen die Sündenfesseln, werden wir frei.

Die Anweisung der ersten Aussendung Jesu nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel zu gehen, gilt seit der Himmelfahrt nicht mehr. Jetzt gehen die Boten in alle Welt. Einst mußten alle Missionsreisen zu Fuß oder zu Pferde gemacht werden. Heute ist das wesentlich leichter. Schnelle und bequeme Ozeandampfer bringen uns in alle Teile der Erde. Drahtlose Verbindung besteht zwischen Erdteilen, die weit voneinander entfernt sind. Auto und Flugzeug werden benutzt.

Dennoch soll man sich keine übertriebene Vorstellungen von den Reisen der Tropennatur machen. Ein junger Missionar in Neuguinea schildert seinen ersten Gang draußen so: „Da hieß es aufpassen, die Füße aufheben, um nicht über Wurzeln und Baumstämme zu fallen. Bald ging es über steinigen Boden, bald durch Morastlachen, dann wieder durch hohes Gras, wobei man befürchten mußte Risse ins Gesicht zu bekommen, und zum Abschied mußte noch ein Fluß durchwatet werden. Ich habe gefunden, daß man in den Tropen das Spazierengehen sein läßt, wenn es nicht notwendig ist."

Vor etwa 35 Jahren machte ein Buch unter dem Titel „Quo vadis?" (Wo gehst du hin?) großes Aufsehen. Dieses Buch knüpft an die Sage von Petrus an, der in Rom gefangen und zum Tode verurteilt wurde. In der letzten Nacht vor seiner Kreuzigung war es den Freunden gelungen, ihn zu befreien, und mit flüchtigem Fuß eilt er auf der vom Mond beglänzten Appischen Straße nach Süden. Da — was ist das? — Er stutzt einen Augenblick. Da kommt ihm ein Mann entgegen, den er schon einmal in seinem Leben verleugnet hat, jetzt mit traurigem Blick und das Kreuz auf der Schulter. „Domine, quo vadis?" (Herr, wo gehst du hin?) schreit Petrus auf. „Nach Rom, mich nochmals kreuzigen zu lassen, weil du nicht für mich sterben willst", ist die Antwort. „Nein!", ruft Petrus aus, „ich gehe zurück! Ich sterbe für Dich!" Und am anderen Morgen stirbt er sich freiwillig zum Märtyrertod.

Das erleben wir Christen alle. Domine, quo vadis? Herr, wo gehst Du hin? Daß es bei uns heißen möchte: „Wo Du hingehst, da will ich auch hingehen; wo Du bleibst, da bleibe ich auch. Rede mir nicht darein, daß ich von Dir lassen sollte! Wo Du verspottet wirst, da will ich auch verspottet werden; und wo Du einmal in Herrlichkeit wiederkommen wirst, will ich auch dabei sein. Und wenn's auch an's Kreuz geht, der alte Mensch körperlich und seelisch unter's Kreuz muß: es geht ihm nach in die Ewigkeit, in die Herrlichkeit." In der Herrlichkeit ist unser „Zuletzt".

J. P. Braun.

Morden, Man.

Mission

Champa, C. P., India.

Mein lieber Bruder Editor!

Nu geit daut nich mea lenga, nu mot eck moal min Hoat utschedde! Schon seit vorigem Jahre fühlte ich den Drang, Dir meine wohlgemeinte Kritik einzusenden. Aber, weil ich wohl weiß, daß, gleich Moses, die meisten Editore „geplagte" Menschen sind, und ich Deine Last nicht noch schwerer machen wollte, entfiel mir der Mut. Nun aber wage ich's doch, zumal meine Kritik konstruktiv und nicht destruktiv sein soll. Auch soll sie in christlichem Sinne geschrieben werden. Also, nichts für ungut!

Die Rundschau ist ein ausgezeichnetes Blatt, ohne welches wir bedeutend ärmer sein würden. Die eingesandten Referate, Briefe und Betrachtungen sind meistens des Lesens wert. Und dann das vorzügliche Deutsch in der Rundschau macht unser einem das Herz warm. Unser einer hat nur den englischen Schnabel und daher darf's niemanden wundern, wenn ein Missionar, der die deutsche Sprache liebt, sich allein an dem vorzüglichen Deutsch ergötzen kann, ganz abgesehen von dem Inhalt des betreffenden Artikels.

Nun aber zur Kritik. Erstens, mir gefällt das Format der Rundschau absolut garnicht. Zu groß. Meine Nummer hat halb um die Erde zu wandern und kommt daher gewöhnlich in arg geknicktem Zustande in Champa an. Oft sind die Seiten zerfetzt und müssen sehr sorgfältig behandelt werden. Zweitens, mir gefällt der Einband nicht. Statt „Staples" wird wohl Gummi gebraucht. Ausländische Post liegt einen Monat lang im schwülen Schiffsraum und die Gummi wird weich und dann wieder hart. Wenn ich nun meine Rundschau öffne, find immer einige Seiten zusammengeklebt, d. h. so ca. einen Zoll. Neulich las ich einen riesig interessanten Brief von einem unserer Einwanderer geschrieben, aber oh Weh', als ich das Blatt der Rundschau umdrehte, waren zwei Seiten zusammengeklebt, und obzwar ich große Vorsicht gebrauchte, war die eine Seite unleserlich. Das war mir schade. Wäre es möglich, die Blätter der Rundschau mit „Staples" anstatt mit Gummi zu binden? Das Format unseres Bundesboten ist ausgezeichnet, und wenn die Rundschau ein ähnliches Format annehmen könnte, wäre ich wenigstens sehr dankbar. Ob andere so fühlen wie ich, daß weiß ich nicht. Dieses ist ja auch nur meine Kritik.

Also, bis so weit die Worte der Einleitung.

Am 9. Dez. 1937 werden es volle 37 Jahre sein, seitdem ich Indiens Boden zum ersten Mal betrat, mit Gefühlen, die ich unmöglich beschreiben kann. Auf der einen Seite froh und glücklich in dem Bewußtsein, daß Gott mich würdig achtete, mich hierher zu senden. Auf der andern Seite voller Bangigkeit, denn wir waren fremd wie Robinson Crusoe auf der einsamen Insel. In einem fremden Lande, unter fremden Menschen, mit einer fremden Sprache, ohne Missionsfeld, ohne Heim. Wir hatten weiter nichts als was sich in unsern Koffern befand. Wohin, wo anfangen, wo unser Heim aufschlagen? Der ergraute Missionar Heine erzählte von seinen Anfängen in Sumatra und die waren ähnlich wie die meinigen. Aber oh ein treuer Gott! Konnten wir auch nicht den ganzen Weg voraussehen, so leitete Er uns doch Schritt für Schritt. Und heute ist mein Herz voll Lobens und Dankens ob Seiner fühlbaren Gegenwart. Und wie hat der Herr Sein Werk gesegnet! — 1900: Nichts. 1937? Fünf blühende Stationen, das viert-größte Aussätzigen-Heim Indiens (im ganzen sind ca 78); eine Knaben- und eine Mädchenschule; mehrere Primary-Schulen; eine Reihe von Predigern und Evangelisten und Bibelfrauen, usw. Das hat Gott getan, und es ist wunderbar vor unsern Augen. Ihm daher auch alle Ehre! In diesen Jahren hat der Herr uns eine schöne Anzahl treuer Missionare geschenkt, die fest und treu zu Gott und Seinem Worte stehen. Und in unserem Distrikt, wo in 1900 wohl nicht ein Christ zu finden war, haben wir eine Gemeinde von ca. 2000 Seelen, d. h. alle Stationen mitgerechnet. An Trübsal hat's nicht gefehlt. Der Tod ging meinem Hause nicht vorbei. Erst ein Kind, dann meine liebe Frau und dann mußte die andere Tochter nach Amerika, weil ich als Witwer sie nicht gut hierhalten konnte. Ich verlor also meine Familie, aus 3 Gliedern bestehend, binnen drei Monate. „Aber, in dem allen" sage ich mit Paulus. Das ich aus Gottes liebenden Hand treuen Ersatz für den Verlust meiner ersten Frau bekam, dürfte wohl bekannt sein. Sie ist nun bereits 27 Jahre in Indien gewesen, mit nur zwei Mal Urlaub nach Amerika, und doch ist sie stets gesund. Nur selten fühlt sie unwohl.

Als wir nur wenige Arbeiter in Indien hatten, war die ganze Station, Champa, unter unserer Aufsicht, in den letzten Jahren aber haben andere Missionare einige der Pflichten übernommen und uns wurde die Aufsicht der Aussätzigen übertragen. Das Bethesda Aussätzigen-Heim hat 600 Patienten. Diese zu versorgen, zusammen mit den Kindern der Aussätzigen, die unter meiner Frau Aufsicht sind, kann uns schon beschäftigt halten. Hier einige Zahlen, die von Interesse sein dürften.

In Indien laut 1921 Census	
Aussätzige	102,513
In Indien laut 1931 C.	
Aussätzige	147,911
Zuwachs in 10 Jahren	45,398
In den Zentralprovinzen, wo wir arbeiten, laut C. 21	8,025
Laut Census 1931	12,519
Zunahme in 10 Jahren	4,494
Bethesda Aussätzigen-Heim zu Champa.	
Arbeit begonnen mit 2 Auss. 27. April 1901	2
Bis heute aufgenommen	2,775
Im Heime heute	600
Wohl erbaute Ziegelgebäude im Heime	50
Getauft seit 1901	1,348
Christen im Heime heute	360
Als symptomfrei entlassen	88
Gesunde Kinder aussätziger Eltern	62

Es muß aber nicht vergessen werden, daß wir mehr als 62 Kinder aus dem Aussätzigen-Heime entfernt haben. Davon habe ich gegenwärtig keine Liste, es werden ca. 120 sein.

Nun habe ich ein bißchen kritisiert, was mir bitte nicht übel gedeutet werden möchte, habe auch ein etwas von dem Segen, den Gott uns geschenkt hat, erzählt. Nun noch eine Bitte. Wenn eine Nurse (Krankenpflegerin) dieses liest, dann bitte **gebetsvoll zu lesen** und dann **ins Gebet zu gehen.** Uns fehlt so nötig eine tüchtige Krankenpflegerin. Denkt Euch, Ihr Lieben, 600 kranke Menschen und nicht **eine,** sage: **Nicht eine** Pflegerin. Wie viele Pflegerinnen wird ein Hospital in Amerika wohl haben, wo 25 Betten sind? Darf ich hier bemerken, daß die Schwester: 1. Nicht zu alt sein darf, denn die Sprache mußt bemeistert werden. Ich würde sagen, zwischen 25 und 30 Jahren alt. 2. Ein Herz voll Liebe haben für den Herrn Jesus. Eine unbekehrte Schwester ist unbrauchbar. Sie **muß** sagen können: „Ich weiß, daß **mein** Erlöser (in mir) lebt." 3. Eine Schulbildung laut Vorschrift der Missionsbehörde. (Ausnahmen würden vielleicht gelten.) 4. Absolut ohne Furcht sein. Obzwar Aussatz nicht so ansteckend ist, wie manche meinen, so ist doch stets Gefahr vorhanden. Und aussätzig werden ist fürchterlich. 5. Kerngesund sein körperlich. Das Klima Indiens ist nicht gerade ungesund, aber physisch Leidende sollten zweimal denken, ehe sie nach Indien zu kommen gedenken. (Laut Vorschrift müssen alle Missionare sich einer ärztlichen Untersuchung unterwerfen.)

Da die Missionskasse meistens leer ist, würde unsere Missionsbehörde ein finanzielles Versprechen verlangen, ehe sie den Mut haben würde, Arbeiter auf's Missionsfeld zu senden. Bekanntlich macht unsere Behörde keine Schulden.

„Auf laßt uns Zion bauen, mit fröhlichem Vertrauen. Zion muß größer werden." Hast Du, liebe Schwester, Jesu Ruf vernommen? Wer will heute zur Arbeit gehen?

Gott segne Sein Werk in Christen- und Heidenländern. Mit herzlichen Grüßen von meiner lieben Frau und mir verbleibe ich, Dein im Herrn verbundener Bruder,

P. A. Penner.

N.B. Kann irgend ein Leser mir sagen, wie viele Einwohner ungefähr Biliserko im Jahre 1876 hatte? Ich meine das Dorf hieß Groß Biliserko und war, wenn ich die Richtung behalten habe, ost von dem Dorfe Altenau. Ich bin nämlich in dem Dorfe geboren und bin neugierig zu wissen, wie groß das Dorf war, denn jemand wollte behaupten, das Dorf sei 30 Werst lang gewesen. Mein Großvater, Peter Penner, hatte dort eine Trittmühle. Ist das Dorf noch vorhanden? Danke!

Bololo, den 30. 5. 37.

Etwas über Seelennot unter den Dengeses.

Im Febr. ds. Js. schrieb ich etwas über die Leibesnot dieser armen Menschen. Sie ist es, die den Missionaren am ersten packt, wenn er nach Afrika kommt. Das Jammergefühl, welches sich oft zu stark des Missionars bemächtigt, kann ihn untüchtig machen für seinen noch höhern Beruf an der Seele, wenn er es nicht zu meistern versteht. Weiß doch jeder, der einmal auf dem Schlachtfelde zu tun hatte, daß man mit einem zu weichen Gemüt nicht für den Sanitätsdienst taugt. Dasselbe gilt auch hier. Man kann nicht am lebendigen Kirchhof sitzen und jammern. „Ihr könnt doch noch etwas an der Seele dieser Menschen tun, aber meine Arbeit ist hoffnungslos", sagte uns Dr. Pili bei seinem letzten Besuch in Bololo. Wir versuchen beides so viel wie möglich zu verbinden. Es muß dem Körper Heilung gebracht werden, um die Seele zu erreichen, und es muß die Seele gesund werden, wenn dem Leibe auf die Dauer soll geholfen werden. In einem gesunden Leibe wohnt eine gesunde Seele und umgekehrt, eine gesunde Seele begünstigt die Heilung des Körpers. So sagen die Aerzte und finden diese Tatsache im Leben bestätigt. Daher braucht Afrika nicht nur Aerzte und Krankenschwestern, sondern auch Seelsorger. Wie weitläufig diese Leute hier vertreten sind, und wie untüchtig diese oft in der Arbeit für ihren Herrn und Meister sind, ist zum bange werden. Um einer Seele zu dienen, muß man das volle Vertrauen seines Patienten zuvor erworben haben. Das ist aber das allerschwerste im Missionsdienst. Mit dem Leibe vertraut sich der Neger dem weißen Mann bald an, auch wenn dieser wenig von Heilkunst versteht. Mit seinem Geist liefert sich der Schwarze dem Weißen sehr schnell aus. Es fällt dem Neger gar nicht schwer, sich dem weißen Mann als hinterstellig zu erklären, aber sich dem Europäer mit seinem Seelenleben zu offenbaren, das ist eine andre Sache. Das Seelenleben und noch viel mehr die Seelennot der Neger ist ein Geheimnis, das strenge überwacht und gewahrt wird. Daher ist es so schwer, die Sprache dieser Wilden zu bekommen, weil sich dadurch die Seele der Dengese offenbart. Unsre Gläubigen hatten im Anfang viel von den Alten zu leiden, wenn sie uns richtige Worte gaben.

Daß die Seele der Menschen unsterblich ist und nach dem Absterben des Leibes weiter lebt, ist hier jedem Menschen klar. Daher die Mitgift von allerlei Lebensmittel und Kleidungsstücke ins Grab des Toten. Bei einem Begräbnis eines jungen Mädchen waren die Eltern in großer Verlegenheit, weil sie der Verstorbenen kein Geld mit ins Grab geben konnten. Ich sah die große Not, die diese Leute an der Seele durchmachten, und gab ihnen dann ein Geldstück. Mit leichtem Herzen atmeten die Eltern auf und erlaubten uns denn auch ausnahmsweise, bis zum Grabe mitzugehen. Ist der Tote nach dem Urteil der „Seelenforscher" nicht genügend für das Jenseits ausgerüstet, dann rächt sich die Seele des Verstorbenen und quält seine geizigen Verwandten auf Erden. Gewöhnlich kommen die Geister der Toten nachts und würgen die Menschen bis an den Morgen. Oft haben wir so ein Geschrei im Dorfe, daß wir davon aufwachen. Das Uebel ist hier auf Erden auch nur sehr schwer gutzumachen. Der Fluch, der auf dem Lebenden ruht, weil er mit einem Toten nicht ausgesöhnt war, treibt oft in die Verzweiflung. Auch wenn sich zwei lebende Menschen verzanken, sucht man von allen Seiten, sie wieder zusammen zu bringen, weil sich sonst die Toten mit unerbittlicher Rache einstellen können. Tänze und Trinkgelage sind meistens dazu da, um die Not der Seele zu betäuben. Von der Bedeutung der Worte beim Singen kann der weiße Mann wohl was ahnen, aber die richtige Bedeutung wird er nie aus dem Munde der Heiden erfahren. Froh sieht man den Heiden nur, wenn er in der „Herde" ist. Ist er allein, so ist er bedrückt und traurig, weil seine Seele leidet. Furcht und Schrecken packt den Dengese, wenn er allein bei Dunkelwerden noch im Walde ist. Jedes Geräusch ist ihm die Sprache von verstorbenen Verwandten. Weil sie immer ein beladenes Gewissen haben, vernehmen sie auch immer Strafandrohungen aus dem Jenseits.

Wie schwer es auf diesem Gebiet ist zu arbeiten, erfahren wir nicht selten bei unsern Gläubigen. Mit dem, daß sie sich zu Christus bekennen, sind sie noch nicht los von dem Aberglauben und dem Glauben an die beseelte Natur. Dringender denn je sehen wir unsre Aufgabe darin, den jungen Christen die großen Unterschiede in der Grundstellung des Heidentums und des Christentums zu zeigen. Das Heidentum ist Furcht und Grauen in der Gewalt des Fürsten der Finsternis. Es ist ein Dasein ohne Gott, ohne Hoffnung in der Welt, es schöpft aus dem Pfuhl der Lüge und der Zauberei. Das Christentum ist die lebendige Gewißheit von dem Sieger über alle Mächte der Finsternis, Jesus Christus. Je mehr unsre jungen Christen in die Erkenntnis des Sohnes Gottes hineinwachsen werden, je mehr werden alle Lebensgebiete auch von dem Geiste Jesu Christi durchdrungen werden. Das Ausziehen des alten Menschen und Anziehen des neuen geht hier auch auf geistlichem Gebiet so lang-

sam vor sich, wie auf natürlichem. Laßt uns anhalten mit Gebet und Tat, diese Menschen aus der furchtbaren Seelennot zu retten. Der Herr kann uns in allen Dingen Verstand geben.

Aus Liebe zum Werk unter den Heiden im finstern Afrika,

Euer Bruder und Mitarbeiter,
H. G. Bartsch.

P. S. Vorige Woche schrieb ich, daß Krankheit unter uns ausgebrochen sei. Jetzt sind wieder alle vom Fieber frei. Erst wurde Schw. Bartsch schwer am Fieber krank. Nachdem sie das Bekämpfungsmittel genommen hatte, stellte sich eine große Blutarmut ein. Sie ist nun wieder auf den Beinen und tut die Hausarbeit auch etwas Uebersetzungsarbeit. Fast gleichzeitig wurden Schw. Harder und Schw. Siemens auch am Fieber krank. Schw. Harder hat eine Woche lang nicht das Bett verlassen und hatte 5 Tage 102—104 Grad Temperatur nach Fahrenheit. Vier Nächte habe ich dort gewacht und der Schw. geholfen. Schw. Siemens konnte sich noch allein helfen und Schw. Bartsch auch. Dazu bekam unser kleiner Liebling noch die Masern, wovon er auch bald ganz genesen ist. Es wurde so für uns eine Woche schwerer Arbeit und Leiden.

Die Schule haben wir trotzdem nicht geschlossen, weil die Jungen dann so sehr verbummeln. Es hat alles gegangen, nur das Singen hat großen Schaden gelitten. Darin kann ich nun einmal nicht helfen. Schw. Harder ist nun vom Fieber frei, aber sehr schwach. Gut, daß wir die Mädchen in dieser Zeit nicht hatten, sonst hätte ich neben Schule, Krankenpflege und vier Nachtwachen diese Arbeit doch nicht tun können. So weiß der Herr besser als wir, wenn wir auch meinen, nach Seinem Willen zu beten. „Der Herr legt uns eine Last auf, aber Er hilft auch." Ihm die Ehre für Freuden und Leiden!

In der Natur ist's sehr dürre. Die Schüler rechnen ganz mit Freiheit in der Trockenzeit. Noch 14 — 20 Tage und dann schließen wir die Schule. Ich will dann auf Reisen gehen. Betet auch für die Zeit

Euer Bruder H. G. Bartsch.

„Pniel Mission", Bololo, via Port-Francqui, Congo-Belge, Africa.

den 30. Mai 1937.

Es ist nicht unser, es ist des Herrn Werk, an dem wir stehen. Der Auftrag kam von Ihm, daher ist auch die Kraft Sein, und Sein auch der Sieg.

Die Gottesdienste an den Sonntagen wurden von den Dorfsbewohnern besser besucht in diesem Monat.

Heute erzählten zwei Schüler biblische Geschichten: Der erste von Jona, und der zweite von Naeman. Bruder Bartsch machte Anwendungen. Alle lauschten aufmerksam, hoffentlich haben auch die Dorfsleute verstanden, daß der Herr nach dem Glauben schaut, aber nicht nach dem Salz, welches sie so gerne wünschen.

Die Zauberer sind trotz des Lichtes, welches sie durch das Anhören von Gottes Wort erkannt haben, sehr tätig. Wiederholt hören wir ein Glockengeläute bei uns vorbei gehen, als wenn daheim die Kühe oder Kälber von der Weide kommen. Hier gehen die Mediziner mit der Glocke um den Hals in den Wald, um ihr Gift zu holen; wenn sie begrüßt werden, sind sie ganz still: sie dürfen kein Wort sprechen, sonst verliert ihre Medizin die Wirkung. Eines Tages hörten wir wieder so eine Totenklage im Dorf; voll Entrüstung sagten die Schüler: „So viel Menschen bringt man ums Leben im Dorfe." Wir wissen von zwei jungen Mädchen, einem jungen Familienvater, sowie etlichen Neugeborenen, denen sie das Leben genommen haben in letzter Zeit, aber wie viele gehen ohne unser Wissen dahin und nehmen ein Ende mit Schrecken. Aber durch das Opfer auf Golgatha wurde auch für diese armen, umnachteten Seelen im Innern Afrikas eine Erlösung erfunden und kann ihnen gebracht werden, wenn die Erlösten sich nun wieder als Opfer auf den Altar legen. Die Schularbeit hat so seinen Fortgang wie früher.

Das Malaria Fieber besuchte uns in letzter Zeit, besonders Schwester K. Harder erkrankte den 22. Mai gleich mit 102 Grad Temperatur, aber den 25. und 26. ging die Temperatur bis über 104. Es schien etliche Tage so, als wenn ihr Herz versagen würde, aber den 27. Mai war ihre Temperatur normal, ist auch bis heute geblieben; sie ist schwach aber sonst hat sie guten Appetit. Dazu wurde der kleine Karl noch krank an den Masern, heute war er aber wieder lustig.

Gott war uns in den Leidenstagen fühlbar nahe, und wir sind dankbar für Eure Fürbitte.

Wenn wir gesund sind, dann schmeckt uns unser Essen, welches wir hier haben, sehr gut. Wir haben im Garten Maniokawurzeln, Süßkartoffeln, Tomaten und Salat. Daheim ist daß Gemüse wohlschmeckender. Wildbret, sowie Ziegenfleisch gibt's auch mitunter. Von Obst tragen hier Papayabäume (Melonenbäume) auch Bananen. In den Tagen der Krankheit hörte man sagen: „Weintrauben aus dem Eisschrank würden gut schmecken, oder Kirschen sowie auch Aepfel." Etwas Saures soll es sein und Kaltes, dazu von mütterlicher Hand gekocht.

Im großen und ganzen sind wir alle sehr dankbar für die treue Fürsorge unsers Herrn und sagen mit den Jüngern: „Wir haben keinen Mangel."

Wir freuen uns zu den Geschwistern, welche herkommen wollen. Wir wünschen, das etliche Paare zugleich kommen möchten; denn Arbeit ist noch viel zu tun, eh die Nach bricht ein. Jesus sagt in Ev. Johannes 9, 4 (nach Menge): „Wir müssen im Dienste Dessen wirken, Der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt eine Nacht, in der niemand wirken kann."

Wollen alle diesen Tag ausnützen, es tut Not zu eilen. Wir empfehlen uns Eurer Fürbitte.

Mit den besten Grüßen,
Margarete Siemens.

Einem Privatbriefe entnehmen wir folgendes:

In der Natur ists furchtbar dürre. Alles lechzt nach Erquickung. Auch unsere Gläubigen bedürfen wieder der Neubelebung. Die Leute im Dorf tun ihr Möglichstes, um die Knaben unter ihren Einfluß zu bringen. Viele aber stehen fest. Der Herr ist der Stärkere und wird das Werk Satans zunichte machen. Wir hatten diese ganze Zeit Schulunterricht und gedenken auch noch im Juni mit dem Unterricht fortzusetzen.

Die Mädchenarbeit hatte ja vor dem Krankwerden der Schw. Harder und Siemens noch nicht angefangen. Sie hätte in diesen 14 Tagen vielleicht doch müssen unterbrochen werden. Der Herr weiß am besten, zu seiner Zeit unsere Gebete zu erhören.

Heute ist Sonntag. Vormittags hatten wir Versammlung. Es waren auch schon wieder mehrere Leute aus dem Dorf gekommen. Ich sprach über den ungehorsamen Jona und über den gehorsamen Fisch. Die Aufmerksamkeit war gut. Nachher hatten Dorfsleute zu den Schülern gesagt: „Der weiße Mann erzählt auch Märchen." Ich dachte an das Wort des Propheten: „Wer glaubt unserer Predigt." Schw. Bartsch und Siemens waren auch schon im Gottesdienste. Anna spielte die Orgel. Es singt dann immer etwas leichter.

Morgen fängt wieder die Schule an. Es geht auch alles ganz gut. Aber wenn das Singen nicht gepflegt wird, verwildert alles sehr. Ich kann nun auf dem Gebiet nicht lehren.

Auffallend ist uns noch, daß von den Menschen, die auf das Einwirken des Königs hier die Mission verließen, eine große Anzahl krank liegen und auch die Dorfsleute darin eine Strafe Gottes sehen. Bitte alle, die für nus beten, zu grüßen mit Luk. 11, 9—10.

Eure dankbaren Geschwister
H. und A. Bartsch.
—Der kleine Afrika-Bote.

Aus der Ferne.

Meine geliebten Geschwister und Missionsfreunde! Es ist schon wieder eine längere Zeit verstrichen, seitdem ihr aus der Ferne etwas gelesen, und darum wieder einige Zeilen. Es soll dieses nur ein Zeugnis von Gottes großer Gnade zu mir und seinem Segen in der Arbeit sein, denn ich muß bekennen, daß der Herr treu und sehr gut ist.

Mit manchen bangen Gedanken und Sorgen begannen wir die dreimonatliche Weihe - Bibelkonferenz. Drei Monate ist eine lange Zeit, täglich recht voll im Geschirr zu sein, Tag für Tag und auch Sonnabend und Sonntag nicht ausgeschlossen, — aber wir vertrauen auf den Herrn und flehten um seinen Segen.

Das Programm war ein recht volles, und nicht nur sollte es die Geschwister tiefer in Gottes Wort hineinführen, sondern auch näher mit dem Herrn zusammenbringen, wofür das Wörtchen „Weihe" steht. Schon hatten wir drei Monate lang vorher täglich eine frühe Weihestunde im Gebet gehabt, und besonders des Herrn Segen verspürt. Diese wurde beibehalten und noch weitere vier solcher zugefügt für jeden Tag. Von 10 — 12 Uhr vormittags und 2 — halb 4 Uhr nachmittags Wortbetrachtung. Inzwischen war für jeden Tag eine Stunde vorgesehen für Straßenpredigt oder in den Häusern, sowie an den Sonntagen von mehreren Gruppen die sonntäglichen Gefängnisversammlungen.

Jetzt, da die Zeit vorüber ist, scheint sie nicht lang, sondern recht kurz gewesen zu sein. Es waren nur einige von auswärts gekommen, aber die, welche kamen, haben von viel Segen zu berichten, denn es war eben etwas, was hier noch nie gewesen ist, und wiederholt habe ich den Ausdruck gehört, daß seit der Gründung Shanghangs solches noch nicht zu verzeichnen sei. Die Presbyterianer-Gemeinde hier in Shanghang hatte sich mit uns für diese Zeit nicht nur in den Wochentagen, sondern auch an den Sonntagen für die gewöhnlichen Versammlungen vereinigt, und wir hoffen, daß es auch für sie eine besondere Bedeutung haben wird.

Es war für mich sehr ermutigend zu vernehmen, wie das Wort so tiefen Eingang fand, und wie es sie schätzten, und dann das Interesse von Tag zu Tag zu bemerken, und wahrlich, es hat in den Monaten und Wochen nicht abgenommen. Es war ein tägliches Genießen von hungrigen Herzen. Eines Tages hörte ich, wie zwei von den auswärtigen Brüdern sich über diese Tage aussprachen. Ein Prediger von einer Presbyterianer-Gemeinde sagte zu einem aus dem Basel-Missionsfelde: „Eine Woche hier zu genießen ist so viel wert, wie vorher zehn Jahre waren." Dann zu hören, wie sie immer wieder auf ihren Knien dankten für dieses Vorrecht, und was es für sie bedeute, war erfreulich. Einer unserer Prediger-Brüder sagte eines Morgens in seinem Gebete etwa so: „Herr, ich danke Dir für das, was diese Stunden für mich bedeuten. Ich habe Jahre lang gekränkelt und war abgezehrt, wie vom Ringwurm, aber Du hast mir jetzt Würmermedizin gegeben, und nun finde die Würmer abgegangen und ich bin frei — und, oh so glücklich!" Er dankte immer wieder und in ähnlicher Weise wurde oft gedankt, für das Vorrecht, welches der Herr ihnen in dieser Zeit schenkte. Wer sollte dann nicht aufgemuntert werden und mutig weiter arbeiten wollen. Daß das Interesse für solche lange Zeit, und so anstrengende, aufrecht erhalten geblieben ist, ist einfach nur besondere Gnade Gottes und sehr bedeutungsvoll, und darum kann ich nicht anders als immer wieder mit ihnen im Danken einstimmen.

Die Mittel für den täglichen Zubehör gingen aus, etwa nach zwei Monaten der Arbeit. Nun beschloß das Komitee, daß der einzige Weg sei, mit den Mahlzeiten aufzuhören, und wer nicht selber zahlen könnte, müsse Heim gehen. Wir legten es ernstlich im Gebet vor dem Herrn, und mir war es schade, daß dieses ge-

(Fortsetzung auf Seite 6.)

Korrespondenzen

Turnhill, Sask.

Werte Rundschau!

Müssen heute von einem Unglück berichten, daß sich Sonntag, den 8. August, ereignete. Einige jungen Männer badeten im gefährlichen Saskatchewan-Fluß. Unter ihnen war auch David Klassen, der Sohn der Geschwister A. K. D. Klassen. Sie hatten schon einmal gebadet und waren bereits auf dem Rückwege. Doch da kommen noch einige andere Badeliebhaber und sie einigen sich, zurückzureiten ins nasse Element. Es ist ja auch so erfrischend im Sommer. Einer der Badenden, John Friesen, Klassens Cousin, gerät in eine tiefe, tückische Stromschnelle und kämpft auf Tod und Leben. Klassen, ihm folgend, taumelt wohl über einen Stein auf dem Grunde ihm nach in dieselbe Gefahr. Friesen gelingt es, sich zu retten, nur mit größten Anstrengung, und gewinnt wieder sicheren Boden unter den Füßen, während D. Klassen, umsonst ringend, untergehen muß, nachdem er wohl dreimal emporkam. Um 4 Uhr geschah dieses wohl. Das Bootsuchen und Hinüberrudern, um den lieben Angehörigen die Botschaft zu überbringen, dauerte ungefähr bis Uhr 6. Später, nach etwa vier Stunden, hatte man die Leiche gefunden. Der unerwartete Schmerz ist zu groß, um ihn zu beschreiben. Doch geschieht auch ein Unglück, das der Herr nicht tue? Der Verunglückte war 1½ Jahre verheiratet mit Lydia Klassen, der Jüngsten von Geschwister Peter Klassen, unsere Nachbarn. Die junge Frau war gerade bei ihren Schwiegereltern zu Besuch, als die Nachricht gebracht wurde. Geschw. Peter Klassens haben die Freude, wohl alle ihre Kinder, auch Franz und Rudolf, sowie die Missionsgeschwister Joh. Lohrenz, aufzunehmen. Nun erwarteten sie noch Heinrich Wieben, Oklahoma, die nach einigen Tagen eintreffen sollten. Die andern Kinder, auch Jakob Regehrs, die gerade auf Besuch bei Muttern in Coaldale weilten, versprachen alle, sich zum 15. August hier einzustellen, um vereint noch einmal recht froh ein Familienfest zu feiern. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt! Eine unerwartete dunkle Trauer hat sich nun herabgesenkt auf die beiderseitigen Eltern und die Kinder. Doch wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, auch das Traurigste. Gott möge da trösten!

Es ist geplant, daß Sonntag, den 29. Aug., das Abschiedsfest der Geschwister J. Lohrenz hier auf der Station Bethania sein soll, wenn nicht noch geändert wird. Gedenken wir dieser Geschwister.

Korr. D. und M. Fast.

Buhler, Kansas.

Hier herum ist die Einheimsung der Ernte so ziemlich zum Abschluß gekommen. Die Erträge sind gut und die Preise sind auch gut. Trotzdem wird mit dem Verkaufen zurückgehalten in Erwartung noch höherer Preise. Weizenertrag ist von 10 bis 20 hinauf, in Ausnahmefällen bis über 40 Buschel. Niederschläge haben eingesetzt, die gute Aussichten auch für eine gute Maisernte geben. Leider betreiben unsere Farmer eine einseitige Bewirtschaftung. Seit der Traktor lebendige Zugkraft je mehr und mehr verdrängt, wirft der Farmer sich hauptsächlich auf Weizenbau, der durchweg großstielig betrieben wird. Renter und Kleinfarmer werden an die Wand gedrückt.. Der Traktor ermöglicht es sogar, weitzerstreute Ländereien selber zu bearbeiten. Für junge Leute wird es immer schwieriger sich dem Landbau zu widmen, und so gehen sie in die Stadt und suchen da Verdienst. Es ist ein ungesunder Zustand, der sich da entwickelt. Und es wird sich über kurz oder lang rächen. Mit vollen Segeln treibt unser Geschlecht dem Materialismus in die Arme.

Nicht nur zufrieden zu sein mit dem Erlös, welcher der Scholle abgewonnen wird, nein, das genügt nicht mehr. Es geht zu langsam. Die Spekulation wird zu Hilfe genommen. Vielfach sind wirtschaftlicher und geistlicher Ruin die Folge. Wenn sogar einige unserer Prediger darin kein Unrecht sehen, sich an der Börse und ähnlichen Veranstaltungen zu beteiligen, was ist dann von der Masse zu erwarten? Es ist ja auch zu verlockend, für den Einsatz von $100.00 $1000.00 einzusacken, was einigen wenigen gelingt, auf diese Weise ihrer prekaren Lage abzuhelfen. Doch auch heute noch gilt: „Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke. . ."

Heute feiert das Nachbarstädtchen Inman das Jubiläum seines 50jährigen Bestehens in großartigem Stile. Ein weitgehendes Programm ist vorgesehen. Für Amüsement und Unterhaltung ist reichlich gesorgt. Ob auch der l. Gott zu seinem Rechte kommt? Immerhin ist es doch wohl der christlichen Umgebung und Kirche zu verdanken, die gedeihlichen Aufschwung ermöglichten. Das hauptsächlichste Kontingent Inmans bildet meines Erachtens das Mennonitentum. Es liegt so recht inmitten einer menn. Ansiedlung; ist aber lange nicht so ausschließlich mennonitisch wie Buhler. Noch hört man auf den Gassen beider Städte plattdeutsch schnacken. Wie lange noch? Unser Deutschtum steht auf dem Sterbeetat. Da hilft kein Weinen nicht.

Ich freue mich von Herzen, daß im Canadischen das Deutschtum noch so hoch gehalten wird. Wie lange noch? Wenn unsere Gebildeten — damit meine ich Prediger und Professoren — die übrigens über ein gutes Deutsch verfügen, es unterlassen, es ihren Kindern zu lehren, aus purer Bequemlichkeit, und meistens aus Geringschätzung, was ist dann vom dünnen Holz zu erwarten!? Mir sind nur wenige Fälle unter unserer Intelegentia bekannt, in der das Deutsche aufrechterhalten und gepflegt wird. Man sollte meinen, ein Professor, der berechtigt ist, allerlei Titel hinter seinem Namen zu stellen, doch einigermaßen Verständnis haben sollte für den hohen Bildungswert einer Kultursprache und alles Menschenmögliche tun, dieselbe seinen Kindern zu vermitteln; was ohne Unkosten und mit etwas Willenskraft so leicht zu erreichen wäre. Doch es wird ihnen vorenthalten. Nur gelegentlich erfahren sie, daß die Eltern auch deutsch sprechen können.

Wiederholt hört man die Behauptung: „Das Dialekt ist der Spaten, womit der deutschen Sprache das Grab gegraben werde." Soweit meine Beobachtung geht, ist das eine irrige Ansicht. In den meisten Familien, wo anstatt Platt- Hochdeutsch gesprochen wurde, ließen die Kinder in der Folge das Deutsche gänzlich fallen. Nein, das Dialekt bei uns rußländischen Mennoniten, die plattdeutsche Mundart, bildet noch lange nicht das größte Hindernis in der Erhaltung der deutschen Sprache und des deutschen Wesens. Ob es im Wesen des deutschen Volkes liegt, sein Volkstum gering zu schätzen, es leicht aufzugeben? Hier in Kansas befinden sich große Ansiedlungen Deutscher, die in den letzten Jahrzehnten des vorigen und anfangs dieses Jahrhunderts von Deutschland herüberkamen, welche ihr Deutschtum leichthin aufgegeben und manche ihre Namen sogar veramerikanisiert haben. Es ist sträfliche Gleichgültigkeit, Mangel an Liebe und Anhänglichkeit zur Muttersprache, eine Unterschätzung des eignen Volkstums, die bei manchen an Verachtung grenzt. Wir Mennoniten gehören in dieselbe Rubrik.

Was kann getan werden, der Neigung „weg vom Deutschtum!" einen Hemmschuh anzulegen? Sehr viel ist nicht zu tun. Aber solchen Eltern, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt, die deutsche Sprache und deutsches Wesen retten, erhalten möchten, es nahe zu legen, es in der Familie zu hegen und zu pflegen. Es nimmt Ernst, Entschiedenheit und Festigkeit, darauf zu bestehen: „Im Hause wird nur deutsch gesprochen!" Man beobachte es — diesen Grundsatz den Kindern gegenüber durchzuführen geht nicht durch Schlafmützen. Nein! Aber später werden's die Kinder ihren Eltern danken, daß sie strickt waren. Die Familie bildet den Hort deutscher Sprache und deutschen Wesens. Und eine deutsche Mutter dieser Umgebung dürfte darin vorbildlich dienen, die in Ermangelung einer deutschen Religionsschule, den Unterricht ihrer Kinder selber in die Hand nahm und ihnen jeden Morgen ein Stündchen widmete. Für beide Teile war es eine freudige Betätigung und das Resultat zufriedenstellend. Für Hühner- und Viehzucht haben manche Eltern mehr Geld und Zeit übrig, als für ihre eigenen Kinder. Wo Liebe und Verständnis für eine Sache ist, da ist auch ein Weg.

Mit Gruß,

C. H. Friesen.

Aus British Colombien.

Zuerst einen Gruß an Editor, Personal und Leser der Rundschau mit dem Worte nach 2. Thess. 2, 16—17, wo es heißt: „Er aber, unser Herr Jesus Christus, und Gott, unser Vater, der uns hat geliebet und gegeben einen ewigen Trost und eine gute Hoffnung durch Gnade, der stärke euch in allerlei Lehre und gutem Werk."

Am 4. Juli hatten wir in unserer Gemeinde eine Silberhochzeit; es waren die Geschw. Jakob Reimer, die im Kreise ihrer Kinder, Verwandten und vieler Freunde dem Herrn zu Ehren ein Dankfest feierten. (Geschwister Reimer haben seinerzeit im Dorfe Wiesenfeld, Rußland, gewohnt, mußten aber eher als viele andere Haus und Hof verlassen und flüchteten nach der Molotschna. Von dort kamen sie nach Canada. Wohnten etliche Jahre bei Humboldt, Sask., und sind gegenwärtig hier in B. C.) Die Feier fing 2 Uhr nachmittags an. Pred. C. C. Peters machte die Einleitung mit Lied und Gebet. Dann folgte von Tochter Annie ein Begrüßungsgedicht, worauf Br. Peters mit der Festpredigt diente, nach 5. Mose 32, 4. Er wies besonders auf die Treue Gottes hin, in all den Wohltaten, die den Geschwistern zuteil geworden waren. Wenigen ist es vergönnt, das 25jährige Ehejubiläum zu feiern, so wie auch Schw. Reimer, der als einzigen unter ihren Geschwistern dieses vergönnt ist. Obzwar es in den 25 Jahren auch manches Schwere gegeben hat und der Herr sie in manche Trübsal geführt, so haben sie doch viel Ursache, dem Herrn für all die wunderbaren Wege zu danken. Die größte Gnade haben sie erfahren, daß der Herr sie gesucht und gefunden. Sie hatten auch das große Vorrecht, beiderseits gläubige Eltern zu haben. Schw. Reimers Vater war ja, wie vielen bekannt, Aeltester David Dürksen aus der Krim. Br. Reimers Vater, Korn. Reimer, der seinerzeit in Gnadenfeld, Molotschna, die Mädchenschule gründete, war auch Prediger des Evangeliums. — Dann folgten von den Kindern entsprechende Gedichte; auch Br. Abraham Reimer und Schwester H. Dück ließen es daran nicht fehlen. Der Chor diente inzwischen mit Liedern. Zum Schluß dankte das Jubelpaar dem Herrn von Herzen. Nach dem Schlußliede ging's zu ihrem neuen Wohnhause, wo alle anwesenden Gäste mit einem Mahl bewirtet wurden. Bei Tische wurde von Br. J. Harder noch ganz kurz eine Verlobungsansprache gehalten, die ihrer Tochter Annie mit dem Jüngling Gerhard Reimer betraf. Wünschen den Geschwistern noch viele Jahre des Beisammenseins, wenn's dem Herrn gefällt.

David Letkemanns aus Californien, mit Schw. Letkemanns Eltern, Abr. Sawatzkys, waren zu ihrer hier wohnenden Mutter und zu den Geschwistern zu Besuch gekommen. Geschwister Sawatzkys wollten eigentlich von hier noch zu ihren Kindern

und Verwandten in Aberdeen, Sask., weil es aber nicht billige Fahrt dorthin gab, stellten sie es ein. Joh. Letkemanns von Aberdeen sind von dort auf billige Fahrt hergekommen. Kinder und Mutter haben so ein zweiwöchiges Familienfest beisammen gefeiert, wozei Br. David Letkemann wohl das meiste beigetragen hat, daß es zustande kam. Die Mutter, Schw. Sawatzky (früher Letkemann), ist schon schwächlich und wird vielleicht die Freude hier nicht mehr haben, mit den Ihrigen so versammelt zu sein.

Ich komme noch einmal zurück auf Geschwister Reimer und ihre Silberhochzeit: Im Jahre 1919 im Herbst flüchteten sie von Wiesenfeld, Jekaterinoslawer Gouv. zur Molotschna-Kolonie. Im Herbste 1925 kamen sie nach Canada und nach B. C. im Herbste 1936. Von den 4 Söhnen starb der 3. im zarten Kindesalter. Die Kinder Cornelius Frösen von Humboldt, Sask., (die älteste verheiratete Tochter Katie) waren mit 2 Kindern per Car auch zum Feste erschienen.

Der Verlobungstext von Br. Jakob Harder für Annie und Gerhard A. Reimer war Ps. 118, 24—26. Der Grundgedanke: Die Jugendzeit dem Herrn geweiht, wird unbedingt auch einen reinen Brautstand zur Folge haben, und der treue Herr wird es dann an Hilfe und Wohlgelingen nicht fehlen lassen.

Zum Schlusse, der zugleich mit der Hausweihe verknüpft war, verlas der hier als Leiter dienende Bruder Heinrich Dick Ps. 127, 1 und 2 und Ps. 91, 9 und 10, und führte in einigen kernigen Bemerkungen folgendes aus: Hausweihe ist gleichbedeutend mit Dankbarkeit — dem Herrn das Beste weihen. Der Mensch braucht ein Heim, von wo er ausgehen, wo er ausruhen und alle Probleme des Lebens lösen kann. Ein wahres Heim bleibt die Anziehungskraft für die Kinder, zugleich für die Nachbarschaft. Dank dem Geber aller guten Gaben für die Bewahrung beim Hausbau und bitte um Schutz, (Ps. 91, 10) daß jegliches Uebel ferne bleibe und keine Plage der Hütte sich nahe.

Grüßend,
Cornelius Neufeld.

Steinbach, Man.

Sonntag den 15. Aug. hatten wir große Hitze, jedoch war der August bis jetzt ideal für die Ernte.

Von Arnaud besuchten uns H. Funk und Frau. Heinrich F. Friesen von Californien wird hier von seinem Bruder Isaak noch diese Woche erwartet. Pred. Rosenberg von der Judenmission diente uns hier mit einem sehr interessanten Lichtbildervortrag. G. G. K.

David Daniel Koop, früher Bahndorf, Memrik, jetzt Brasilien (Est. Sta. Catharina, Correio Nova-Bresslau,, Plateau Stoltz) möchte die Adresse seiner Schwester, eine Frau L. Sawatzky, wohnhaft im Westen Canadas, haben.

Unsere Radioprogramme.

Es sind verschiedene Fragen eingelaufen, die ich hier kurz beantworten möchte.

Erstens, die Unregelmäßigkeit der Programme: Der Programmdirektor der Station CKRC bot uns an, jede zweite Woche ein Programm zu geben, wozu sie uns eine freie halbe Stunde zur Verfügung stellten. Die meisten der gelieferten Programme müssen bezahlt werden, und wir waren froh, daß wir diese halbe Stunde frei erhielten. Nun traf es sich, daß sie diese halbe Stunde verkaufen konnten und somit mußten wir unsere Zeit verlegen oder ausfallen lassen, hoffen jedoch, wenn genug Zuschriften einlaufen, vom 1. September eine bestimmte Zeit für unsere Programme zu erhalten, woran sich auch andere Chöre beteiligen werden.

Wiederholt sangen wir Lieder auf den Wunsch der Zuhörer. Wiederholten auch schon gesungene Lieder, wenn selbige gewünscht wurden. Es ist ja schwer, jede zweite Woche frische Lieder zu haben. Der Herr bekannte sich aber zu unserm Vornehmen und wir erhielten auch ermunternde Zuschriften, so daß die Sänger gerne zweimal wöchentlich übten. .

Viele wünschen, daß nur deutsch gesungen werde. Die russischen Brüder von Saskatchewan haben gebeten, wir möchten doch auch etliche russische Lieder singen. Von den Alt-Mennoniten, die bekanntlich nur englisch verstehen, wurde gebeten, wir möchten wenigstens die Hälfte der Lieder in Englisch singen. Jetzt ist guter Rat teuer. Jedoch werden wir auch weiterhin deutsche Programme geben, wenn auch ein und das andere Lied auf Wunsch in anderen Sprachen gesungen wird.

Freunde haben uns Lieder zugeschickt mit dem Wunsch, sie zu singen. Wir waren zu sehr vernommen, diesen Wünschen nachzukommen, denn die müssen noch vervielfältigt und eingeübt werden; werden aber in Bälde versuchen, diesen Wünschen nachzukommen. Herzlichen Dank für die zugeschickten Lieder..

Möchte noch einmal unsern herzlichsten Dank für das uns entgegengebrachte Interesse aussprechen. Wir wollen dienen, und erfüllen gerne Eure Wünsche, soweit wir können.

Euer Freund des Gesanges,
Joh. H. Neufeld.

Briefkasten.

Frau P. D., Toronto: Zahlung erhalten und quittiert. Herzlichen Dank! Die gewünschte Adresse ist wie folgt: Rev. B. Unruh, Rüppurr-Auerstr. 39, Karlsruhe, Germany.

Muttaleew.

Waut eeni Mutta se mi deed,
Daut woar eck nich vegäti,
Wo se bim Flecki niemoals meed
Bat enni Nacht jisäti.

De Becksi weari emma twei,
On mini Stremp veräti:
Eck wull bi sonem Aullalei
Uck emma waut tom äti.

De Grettimalk, de Plumimos,
De Schnettki on de Kielki,
Wo kaun di Mutta daut mau bloß,
Daut nöhm doch uck en Wielki?

Wosch Drack ut mini Ohri rut,
On schneet mi een Schibrienki,
Uck mini Hamdi wosch se ut,
Se wull doch nich een Schwienki!

On kunn eck den Kork'smus nich,
On wull noa School nich goani,
Dann kunn se mi so müttalich
Bischämi on vemoahni.

Haud Lehra met mi Schlägerie,
On se kreag daut to höri,
Dann mußt een goda Malkstock mi
De Wehdoag noch vemehri.

Nich seeta Zocka moakt den Maun,
He mott uck Päpa schmacki,
Dann woat he, woa he weet on kaun,
De Haund noam Godi stracki.

Bi soni Mutta, ohni Froag,
Kaun jida Kind waut woari.
Doch fercht eck, daut de Welt vondoag,
Den Malkstock havt veloari.

Menno.

Ein mohammedanisches Krankenhaus mit christlicher Diakonie.

Der als Schriftsteller rasch bekanntgewordene Gustav Gedat macht gegenwärtig eine Reise durch Afrika. In Alexandrien betrat er den Boden Aegyptens und fand da gleich eine Merkwürdigkeit. Er schickt dem evangelischen Jungmännerwerk Deutschlands in Kassel-Wilhelmshöhe einen Gruß und fügt an: „Al-Moassat, der Name ist in Aegypten schon ein Begriff geworden, und das Haus, das ihn trägt, ist eine Sehenswürdigkeit, die keiner missen sollte, der durch Alexandrien kommt: eine ägyptische Wohltätigkeitsgesellschaft wollte ein Krankenhaus in der Hafenstadt bauen und sandte fünf Herren aus, die in Europa die neuesten und schönsten Anstalten aufsuchten; sie kamen auch in das neue Martin Luther-Krankenhaus in Berlin, und da erklärten sie einstimmig: Dieses — und kein anderes! — Der deutsche Baumeister erhielt den Auftrag für den Bau, deutsche Firmen lieferten die Apparate, die Wäsche, die Betten, — und — das war das Besondere und einzigartige — deutsche Diakonissen wurden berufen für das ganz unter der Leitung von Mohammedanern stehende Haus. Man wollte die gleichen Schwestern, die man in Berlin gesehen hatte, haben."

Ein Urteil von einem Widerchristen für die Christen.

Die Halbmonatsschrift „Wille zum Reich" veröffentlicht die Zuschrift eines Lesers, der sich als „Neuheide" betrachtet, aber trotzdem den Mut findet, rückhaltlos den inneren Wert des christlichen Glaubens für die Menschen seiner baltischen Heimat anzuerkennen. „Deutschtum und Protestantismus waren dort eins. Es gab viele Namens- und Kirchenchristen, aber unsere evangelisch-lutherischen Pastoren schöpften die Kraft für ihren christlich-politischen Kampf gegenüber der andrängenden russischen Orthodoxie und dem Bolschewismus aus ihrem Glauben. Wer das heroisch-stolze Leben und Sterben der baltischen Pastoren kennt, kann die Achtung vor ihrem Glauben nicht verlieren. Sie waren keine in ihr Schicksal ergebene Opferlämmer, die sich willig schlachten ließen. Als aufrechte Männer lebten und kämpften sie für ihr deutsches Volkstum, für ihre deutsche Heimat. Will man angesichts solchen tapferen Lebens und Sterbens die Frage aufwerfen, ob das Glaubensgut dieser Männer und Frauen mit der wissensmäßigen Erkenntnis übereinstimmt? Darf man solchen Streitern den Vorwurf machen, daß sie sich von einem „dogmatischen Fürwahrhalten" leiten oder irreführen ließen? Wir können das nicht annehmen. Gewaltsame Trennung von Heim und Freunden, Gewißheit eines martervollen Todes, Mißhandlungen und Beleidigungen hätten die Ohnmacht eines erziehungs- und gewohnheitsmäßigen Dogmas erwiesen. Hier war mehr. Wie der einzelne ehrliche „Christ" solches „Mehr" gewinnt, wird ein religiöses Geheimnis bleiben. Vor solchem Geheimnis empfindet man Ehrfurcht."

Was Peter Rosegger seinen Eltern abgelauscht hat.

Der bekannte Dichter und Volksschriftsteller Peter Rosegger, der sehr einfachen Verhältnissen entstammte und in seiner Jugend nicht das Geringste erfahren durfte von dem, was man eine feine, vornehme Kinderstube nennt, setzt seinen schlichten Eltern ein prächtiges Denkmal der Anerkennung für ihr erfolgreiches Erziehungswerk, indem er folgendes schreibt: „Was habe ich mein Lebtag für Predigten und Lehren gehört, Aussprüche von Philosophen gelesen und Weisheiten aller Art vernommen. Das meiste habe ich vergessen, sie blieben unfruchtbar. Nur einige Worte meiner Eltern haben mich bis heute begleitet: sie sprechen in diesen späten Jahren eindringlicher als je. Mein Vater sprach wenig und gelegentlich scheinbar nebensächlich so vor sich hin. So sagte er in seiner langsamen, sanften Weise halblaut zum Beispiel: „Nix nachtragen, von Herzen verzeihen". Oder: „Alleweil bei der Wahrheit bleiben, dann kann dir nichts geschehen." Oder „Nit verzagt sein, 's dauert eh nit lang". Oder: „In Kreuz und Leid sich schön in den Willen Gottes ergeben". Oder: „Man soll halt auch mit schlechten Leuten gut sein". — Meine Mutter wußte ihre Grundsätze in eine gewisse Form zu kleiden. So erinnere ich mich besonders an einen ihrer Aussprüche: „Essen und reden nicht z'viel; trinken und strafen nicht z'gach (zu schnell); schlafen und beten nit z'lang".

— Gemeindeblatt.

Die
Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House
Winnipeg, Manitoba

Hermann Neufeld, Editor

Erscheint jeden Mittwoch

Abonnementspreis für das Jahr bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $1.50
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:

Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man., Canada

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1/ Kurze Bekanntmachungen u. Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.

2/ Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der neuen auch den der alten Poststation an.

3/ Weiter ersuchen wir unsern Leser, dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch das Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.

4/ Berichte u. Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter u. nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

Aus der Ferne.

(Schluß von Seite 3.)

schehen sollte, und ich sagte: Wollen ernstlich beten. Der Heil. Geist sprach und gab Glaubensmut, auf den Herrn zu trauen und fortzufahren, bis zum Ende, und der Herr wird Mittel geben. Kürzlich sagte eine Schwester in Shanghang, daß sie $7.50 beisteuern werde, und von Siam kam eine Gabe von etwas über $20.00, von einem chinesischen Bruder, und Gott sei Dank, ich bekam kurz vor Schluß der Konferenz einen Brief, in welchem jemand in Siam, dessen Namen nicht genannt wurde, wieder $16.51 für diese Arbeit sendet. O wie freuen wir uns, daß Gottvertrauen keine leere Sage ist. Ihm sei Dank für seine Gnade, Er weiß, was wir bedürfen, und Er wird auch noch das Uebrige, was da noch fehlt, schenken. Ja, Geschwister, laßt uns ihm getrost vertrauen, denn es lohnt sich.

Eine besondere Zeit war der Tag, an welchem wir uns vereinigt hatten, zu fasten und zu beten. Es war erfreulich, an dem Tage schon in der frühesten Stunde um halb sieben Uhr zu sehen, wie sich eine Schar von nahe an 40 Personen versammelt hatte, obzwar es ein sehr regnerischer Tag war, und der Heil. Geist war merklich wirksam unter uns. O, wie wertvoll sind solche Stunden. Als wir in der zweiten Stunde etwa eine halbe Stunde auf unseren Knien gelegen und manche Gebete in so inniger Weise emporgestiegen waren, sagte einer der leitenden Brüder, daß er fühle, er müsse etwas mitteilen, wo er sich nicht durchfühle. Er ist ein sehr ernster Bruder und tief dem Herrn ergeben, und warm im Gebet und in der Arbeit — eine rechte Seele der Arbeit. Vor vier Jahren habe er angefangen, ein Studium der Seelenkräfte zu verfolgen und habe es in demselben so weit gebracht, daß er durch Reibungen und allem, was damit zusammenhängt, fast irgend eine Krankheit vertreiben könne und manchem schon geholfen habe; aber er sei innerlich nicht ruhig, denn er wisse nicht, ob dieses vom Geiste Gottes oder vom Geiste des Teufels sei, und möchte gerne Aufschluß haben. Sofort sagte mir des Geistes Stimme: „Dieses ist eine List des Satans und nur sein Werk, und daß der Bruder in d. Falle des Hypnotismus gefallen sei. Und ich sagte sehr ernst, daß nie solches, wie er erwähnte, in Gottes Wort sei, und stimme es nicht mit Gottes Wort, sei es nicht vom Geiste Gottes, denn derselbe gehe nie gegen Gottes Wort. Darum sei dieses entschieden eine Falle vom Teufel. Wir beteten für ihn und er sah sofort, was es sei und betete sehr kindlich und übergab sich dem Herrn und warf dieses als Teufelswerk über Bord. O, wie waren wir froh, daß der Heil. Geist offenbahrt hatte, was ihm nie gefallen könne und seinem Reiche hinderlich sei, und uns den Sieg gab. Es war ein herrlicher Sieg. Aber Geschwister, wie ist der Teufel in dieser letzten Zeit so hart an der Arbeit, wo es möglich ist, die Auserwählten zu verführen, und sie durch solche schreckliche List in Sachen zu verwickeln, durch welche er hernach großen Schaden anrichten kann. Besonders scheint das Uebel mit der Zauberkraft und Spiritualismus in der ganzen Welt so sehr zuzunehmen, und viele fallen diesem zum Opfer. O, Gott sei Dank, daß Er über seine treuen Kinder Wache hält und sie zur rechten Zeit rettet.

Nun Geschwister, die ihr mit mir gebetet und mitgefühlt habt, bitte danket jetzt auch mit mir dem Herrn für seine Erhörung. Dann aber laßt jetzt nicht nach, für uns zu beten.

Es war unser Vorrecht, daß unser Harold, der hier ja in Peiping ein Jahr studierte, auch auf unserer Hochzeit sein konnte, und sonst noch einige Wochen mit uns zusammen sein durfte. Heute hat er uns verlassen, um nach seinem Arbeitsfelde, einer amerikanischen Schule in dem großen Sommer-Erholungsort Kuling, zu gehen und seine Lehrstelle zu betreten. Der Herr hat wunderbare Türen für ihn geöffnet.

In Liebe, Eure Geschwister
F. J. und Agnes Wiens.
Shanghang, Via Swatow, China.
Den 23. Juli 1937.

Yücheng, Honan, China.

Werte Leser der Rundschau!

„Warum beraubst du Gott immer?" fragte eine Frau einen Mann, wo sie zu Besuch war. Sie hatte es schon recht oft bemerkt, wenn sie da war, daß der Mann ohne zu beten und zu danken sein Essen zu sich nahm. „Ich esse nichts, was nicht mein ist. Ich habe dafür gearbeitet." war seine Antwort. Dieses erzählte uns die christliche Frau selber. Weiter hatte sie ihn gefragt: „Wer hat dir das Leben und die Kraft dazu gegeben? Wer versorgte die Körner mit Keimen, welche Leben zum Wachsen haben? Wer sandte den Regen und den Sonnenschein zum Wachstum und Gedeien? Wo hast du deine Kleider und Wohnung her? Hat Gott nicht alles gegeben? Natürlich mußtest du etwas dazu tun, es herzustellen. Wer gab dir die Kraft dazu." Beschämt hatte er es müssen zugeben, aber dennoch hat er noch nicht gelernt, Gott von Herzen zu danken, sagte die Frau, aber sie hat Hoffnung, daß er sich bekehren wird. Dann meinte sie weiter: „Es ist wahrlich eine Schande, daß so viele Menschen Gott berauben, ohne es zu bedenken, ohne Gott je zu danken. Ist solches nicht Gott berauben?" Leider sind nicht nur unter den Heiden solche, die Gott berauben.

Kürzlich bekamen wir etliche Briefe, in denen sie uns anfragten, warum unsere Berichte für die Zeitschriften so spärlich kommen. Es fällt uns schwer, es zu sagen, aber wir fühlen es als unsere Pflicht, es zu offenbaren. Vor etlichen Jahren sagten etliche unserer Glieder hier, daß unser Evangelist nicht treu sei. Wir glaubten es nicht, denn er war einer der besten Prediger in der Mission. Als sie es wiederholten, sagten wir ihnen, daß sie ihn doch vermahnen sollten, nach Gottes Wort. Nach wiederholtem Ermahnen sagten sie uns, daß sie es schon hatten, aber sprachen von nichts weiter. Im Herbst und Winter merkten wir selber Untreue in ihm. Wir vermahnten ihn, ohne Erfolg. Bei der zweiten Untreue (er half sich zu Dingen, die ihm nicht gehörten) nahm ich unsern Lehrer zu Hilfe, mit dem Resultat, daß er sehr böse wurde. Ich sprach zu den andern davon und sie sagten, daß solches auch ihre Erfahrung gewesen. Auf unsern Rat brachte unser Vorstand es vor den Konferenzvorstand, und der beschloß, daß er hier fort müsse. Also soll es hier einen Wechsel geben. Unsere Gemeinde und die Versammlungen haben hier aber sehr gelitten. Das Haus wurde schon zu klein, aber jetzt haben wir wieder viel Raum. Wir beten aber und hoffen noch immer, daß er Buße tun wird. Zuzeiten zeigen sich schon etliche Spuren, aber dann weichen sie wieder. Die höchste Schuld ist wohl, daß er mit der Gemeinde Geld untreu war, und dann auch mit Sachen der Mission. Der Feind schläft nicht. Da möchten uns gläubige Beter helfen, bitte!

Die gewöhnliche Regenzeit hat eben begonnen, aber es regnete schon viel, ehe die Zeit hier war. Also ist schon so viel Wasser, als vor zwei Jahren. Wir haben noch einen schmalen Steg von unserm Hofe hinaus, sonst sind wir von Wasser umgeben. Das Bethaus ist außerhalb unseres Hofes. Am 11. Juli war schon so viel Wasser, daß ein Mann seine Frau eine lange Strecke tragen mußte, um zur Kirche zu kommen. Solches ist wohl gegen chinesische Bescheidenheit, aber diese haben Christen angenommen. Solche Gemeinschaft haben Männer und Frauen sonst nicht.

Unlängst wurde ich recht stark an den Dezembermonat 1933 erinnert, indem zwei Frauen (Nachbarn) an Typhus starben. Die erste war die Mutter eines Gemeindegliedes. Diese hatte noch von Bekehren gesprochen, war aber zu schwach, Spuren oder Worte der Hoffnung zu hinterlassen. Es war sehr schwer für den Sohn. Früher war der Sohn sehr unartig gewesen, so daß sie oft zu Br. Kiehn um Hilfe gekommen war. Dann habe sich der bekehrt, und seit wir hier sind, hat sie die Familie oft gehindert, wenn selbige die Versammlungen besuchen wollten. Der Sohn ließ sich nicht hindern. Tränen fließen dem Sohne noch oft über die Wangen, wenn er an Mutter denkt.

Die andere Frau war früher die Frau eines Magistraten (County officer). Damals hat sie nichts gearbeitet, aber meistens geraucht, getrunken, Karten gespielt und Festlichkeiten beigewohnt. Als aber ihr Mann gestorben war, war sie mit etlichen unserer Missionaren hier zusammengekommen, hatte sich bekehrt, und hatte sich mit einem armen Manne verheiratet. Dann hatten sie noch zwei Kinder. Weil aber beide klein starben, haben sie noch ein armes Knäblein hingenommen. Die Frau hat uns oft erzählt, daß sie morgens gegessen haben, aber was sie zu Mittag haben würden, wüßten sie nicht, aber sie sei sehr froh, daß es im Himmel anders sein werde. Viel hat sie vom Himmel gesprochen, wenn es ihr hier schwer wurde, und sie freute sich dann. In den Versammlungen half sie Leute aufnehmen und Sitze anweisen, und betete oft. Viel hat sie für ihren Erlöser gezeugt. Zuletzt machte sie auch fast alle Kleider für sich und Familie, und alles Essen. Mehrere von Euch Lesern haben auch geholfen, der Familie es etwas leichter zu machen. Ich glaube, ihr fühlt dankbar für solche Gnade, wenn ihr dieses lest. Als diese Frau krank wurde, dachte ich gleich, es könnte für sie eine Freude werden, obzwar sie etliche Male meinte, sie bliebe noch gerne bei der Familie. Sie hatte große Freude am Herrn. Schon etliche Tage hatte sie nicht sehr wohl gefühlt, aber sie hatte ihre Arbeit getan. Nachts wurde sie gleich sehr krank und lag so 11 bis 12 Tage. Sie antwortete kaum, wenn sie gefragt wurde. Eines abends sang sie aber noch das Lied: „In des Christen Heimatlande ist noch eine Ruhestadt" und den Chorus: „In meines Vater's Hause sind viele Wohnungen", recht verständlich mit. Auch betete sie

anfänglich noch etliche Male. Samstag Morgen schlief sie sanft ein mit den Hoffnungsstrahlen auf dem Antlitz. Weil es so warm war, wurde sie noch am selben Vormittage begraben. Die letzte Versammlung war kurz kurz, aber herzlich. War es doch recht schwer für ihren Manne mit dem 12jährigen Jungen. Der Vater konnte aber doch für solche Erlösungsgnade danken, obzwar er sie sehr vermißte. Auch der kleine Sohn vergießt noch zuzeiten Tränen. Das Sarggeld mußte der Mann sich borgen. Er meint es aber mit der Zeit abzahlen zu können. Am folgenden Sonntage vergossen doch noch mehrere Frauen Tränen, weil die Schwester fehlte. Sitte ist es ja hier, nicht besondere Anstrengungen zu machen, solches kundzutun. Sie mußte wohl ihren Reichtum verlassen, durchs Armen- und Todestal gehen, ehe sie ihre zubereitete Wohnung einnehmen durfte.

Das war das Abscheiden einer Zubereiteten. Ganz anders war das dreier Räuber etliche Tage später. Die hatten bis zum Hinrichtungsplatze geflucht und geschimpft. Dieser Platz ist etwa zwei bis drei Block von unserm Platze entfernt. Die Henker stehen hier immer nur etwa 4 Fuß ab, doch war dem einen der Schuß fehlgegangen und der zweite nicht losgegangen. Dann war der Räuber aufgestanden und hatte dem Soldaten (Henker) noch gesagt: „Du willst als Soldat dienen und kannst ja nichts. Soltest dich doch von deiner Mutter erst besorgen lassen, ehe du daran denkst, als Soldat zu dienen." Dennoch sahen wir das Blut aller drei in Massen auf der Erde liegen, und die Leichnamen erbleichten darin. Des einen Mutter, Weib und Sohn haben sehr geweint. Hier war wohl der Tod der Sünde Sold, wo da die Gabe Gottes das ewige Leben in Christo Jesu war und ist. Es wird gesagt, daß etwa 10 Opiumverkäufer auch schon auf ihren Sold warten. Da ist uns nicht erlaubt, ihnen zu predigen. Wo sie das Opiumrauchen abgewöhnen, dürfen wir gehen. Da haben sie wieder mehrere entlassen und andere gefangen. Von den Entlassenen sind noch keine zur Versammlung gekommen, also scheinen die Umkehrungen nicht von Herzen gewesen zu sein. Dennoch soll das Wort Gottes nicht leer zurückkommen.

Heute regnet es wieder. Gestern abends und heute morgens war es sehr schwühl. Diesen Sommer ist es nicht so anhaltend schwühl gewesen wie sonst oft. Auch ist es kühler, weil es regnet. Willies Augen scheinen zu bessern. Er kann wieder recht gut sehen. Gott kann Dinge ändern — auch wo der Mensch keinen Weg hat. Ihm wollen wir auch weiter trauen.

Die Japanesen und Chinesen zanken sich über eine Brücke west von Peiping. So gab es Schußwechsel, so daß eine zeitlang 7 Züge Soldaten täglich über Hsuchowfu der Richtung zufuhren. Doch sagen sie uns, daß Japan Rußland fürchtet, Rußland fürchtet sich vor Deutschland usw. Nun aber ratschlagen Japan und China über die Sache. Also bleiben die Türen noch offen für das Evangelium.

In Liebe aus dem fernen China,
G. T. Thießen und Familie.

Den 2. Aug. 1937.

Liebe Rundschauleser! Gruß mit Nahum 1, 7: „Der Herr ist gütig und eine Feste zur Zeit der Not und kennet die, so auf Ihn trauen." Dieses erfuhren wir Sonntag Morgen um 4.30 Uhr. Ich war wach. Es rummelte und bald wiegte uns unser Bett. Ich dachte zuerst, meine Frau stehe auf — war aber nicht. Es wiegte noch — ich merkte, es war nicht nur das Bett, sondern das Haus. Die Fenstern rüttelten. Ich rief die Frau und Jungens. Sie waren auch schon alle wach. Otto schlief draußen und hörte Häuser in der Stadt fallen. Ehe wir uns angezogen hatten, war alles vorüber, nur der Schrecken blieb. Wir denken, unser Haus wiegte sich 3 Zoll hin und her. Wir gingen zur Straße und fanden viel Wirrwarr. Etliche meinten, die Japaner schießen im Norden so sehr. Beim Morgenbrotessen waren noch zwei Stöße. 6.30 Uhr abends wieder einer und letzte Nacht noch drei. Wir fühlten sie aus dem Osten kommen. Weil es vorher des Nachts sehr geregnet hatte, waren nur 56 Personen in der Versammlung. Alle hatten die Stöße gemerkt — nur etliche wußten, was sie waren: Eine Erinnerung an Jesu Kommen. Mein Magen liebte solches nicht.

Uns sagen die Chinesen, daß die Japs sich Chinesen gemietet haben, für sie zu fechten. Ihre Soldaten halten sie für andere Angriffe. Nur die Luftschiffe haben ihre Männer. Weil aber die Chinesen ein Hasengewehr vorziehen, kommen diese mit schnellen Schritten dem Süden zu. Hoffentlich schließen sie Frieden, ehe der Rückzug bis hier ist.

Es wird schon sehr warm. Es ist gut für's Getreide, welches sich sehr erholt hat — wo es nicht ertrunken ist.

Bei Geschw L. H. Bartel kam am 28. Juli das 4. Töchterlein an — also ein Quartett. Alles munter.

G. T. Thießen.

Einladung.

Da das zum 1. Aug. bekanntgegebene Ordinationsfest infolge des nassen Wetters nicht stattfinden konnte, laden wir wieder zum 1. Sonntag im September freundlichst ein.

Jedermann ist herzlich eingeladen.

Grüßend,
H. Töws, Arnaud.

Erziehungsfrage

Tabor Bibelschule, Dalmeny, Sask.

Wieder naht die Zeit heran, daß die Bibelschulen der lernlustigen Jugend ihre Türen öffnen. Bei manchem Jüngling, bei mancher Jungfrau wird in diesem Jahre der Gedanke an den Besuch der Bibelschule in den Hintergrund gedrängt worden sein, da die totale Mißernte in fast ganz Saskatchewan jegliche Geldausgabe, die nicht unbedingt notwendig ist, ausschließt. Das Direktorium unserer Schule hat dem Rechnung getragen und es für gut befunden, daß die Bibelschule trotz der schweren Zeit in vollem Bestande, d. h. mit drei Lehrern, arbeiten soll, eingedenk der Worte des Heilandes: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen", und: „Mein ist beides, Silber und Gold."

Wir machen hiermit bekannt, daß der Unterricht in der Tabor Bibelschule in Dalmeny, Sask., den 18. Oktober dieses Jahres in drei Klassen mit drei Lehrern beginnt. In Anbetracht der sehr schweren Zeit kommt das Direktorium den Schülern entgegen, so weit es nur eben möglich ist. Schulgeld ist für den bevorstehenden Winter $5.00 für 5 Monate. Die übliche Einschreibegebühr von einem Dollar fällt in diesem Jahre weg. Schulbücher werden durch Vermittelung der Lehrer zu einem sehr mäßigen Preise zu haben sein.

In dem Dormitory finden Mädchen Aufnahme für 50 Cents monatlich, vorausgesetzt, daß sie sich selbst die Stube warm heizen. Sie haben dort auch die Möglichkeit, selbst ihre Mahlzeiten zu bereiten. Für Jünglinge ist in der Stadt Quartier zu haben nach Uebereinkunft mit den Quartiergebern. In dem Kosthause wird für Kost gesorgt werden, indem Fleisch, Kartoffeln, Gemüse, Obst, die Schüler Lebensmittel, als Mehl, Zucker, Butter, Eier und Schmalz im Werte von etwa $5.00 nach dem Marktpreise berechnet und einen Dollar in bar einzahlen, d. h. pro Monat. Wer das nicht kann aus irgend welchen Gründen, erhält die Kost für $6.00 monatlich.

Jegliche Anfragen sind an den Leiter der Schule, Lehrer J. A. Görz, einzusenden. Es wäre wünschenswert, wenn die Schüler sich so bald wie möglich meldeten, damit dementsprechend die Vorkehrungen mit den Quartieren und dem Kosthause getroffen werden könnten.

Im Auftrage des Direktoriums,
Lehrer J. A. Görz.

Die Winkler Bibelschule „Pniel".

Längere Zeit haben wir von unserer Bibelschule geschwiegen, da Lehrer und Schüler ihre Ferien hatten, in denen sie ernstlich um das Brot für den nächsten Winter arbeiteten, um dann wieder lehren und lernen zu können. Jetzt ist die Zeit gekommen, daß auch wir wiederum melden, daß die Bibelschule in Winkler im Oktober ihre Türen für die Studenten öffnet. Zwölf Jahre lang hat es dem Herrn gefallen, unsere Schule in Gnaden anzusehen, daß sie ihre Arbeit tun konnte. Er hat uns die Aufgabe gegeben, unserer Jugend zu dienen, indem wir sie nach Möglichkeit ins Wort Gottes einführen. Viel Segen gab der Herr uns in diesen Jahren. Wenn wir auch in tiefer Demut wünschen, daß wir bessere Resultaten erziehlt hätten, so freuen wir uns heute doch, daß der gnädige Herr manche von unseren Studenten in die Arbeit gerufen hat.

Die Verhältnisse, unter denen wir in der Schule arbeiteten, waren oft schwer, besonders in den letzten Jahren. Verschiedene Schwierigkeiten traten hindernd in den Weg. Doch die rechte Hand des Herrn konnte alles ändern, u. wir durften die Hilfe des Herrn erfahren. Und „Erfahrung gibt Hoffnung". So wagen wir es denn wieder, bekannt zu machen, daß der Unterricht in der Winkler Bibelschule am 25. Oktober d. J. beginnen soll, so der Herr es zuläßt. Die Anfragen und Anmeldungen sind an **Rev. A. H. Unruh, Box 280, Winkler, Man.**, zu richten.

Die Schule wird 4 Klassen haben. Wenn es notwendig sein sollte, wird für schwach vorbereitete Schüler eine Vorbereitungsklasse eingerichtet werden. An der Schule werden wieder die Lehrer arbeiten, die im vorigen Jahre der Schule dienten.

Abram H. Unruh.

Tabor College.

Ein Wort an alle M. B. Gemeinden!

Werte Bundesgeschwister! „Als wir denn nun Zeit haben, so lasset uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen." Gal. 6, 10. Eine andere Uebersetzung sagt: „Weil wir noch Gelegenheit haben, so lasset uns Gutes tun." Eine Gelegenheit nach der andern wird den Kindern Gottes abgeschnitten. Gutes zu tun wird immer verhängnisvoller. In China ist wieder viel Unruhe, in Spanien wäre es heute nicht möglich, eine Arbeit anzufangen, denn die Regierung ist geteilt zwischen Kommunismus und Nationalismus. In Rußland sind die Türen für uns auch zu.

In Amerika haben wir noch Zeit, Gelegenheit, Gutes zu tun. Und obzwar auch hier manche Gelegenheit abgeschnitten wird, wie zum Beispiel wir vor 15 Jahren noch die Gelegenheit hatten, daß unsere Kinder die biblischen Geschichten in den Tagesschulen lernen und aufsagen konnten, haben wir diese Gelegenheit heute nicht mehr. Manch ein Kind, das jetzt zum Mannesalter herangewachsen ist, hat dort seine Bibelkenntnis gesammelt. Jetzt ist Bibelunterricht in den öffentlichen Schulen verboten.

Wir haben aber noch eine große Gelegenheit, und eine offene Tür, unsere eigenen Schulen zu führen. In diesen dürfen wir frei und ohne Beschränkung die Schüler das Wort Gottes lehren, sie nach dem Evangelium unterrichten, ihnen den Weg zur Seligkeit zeigen, und sie vor vielen Irrlehren bewahren. Und so ist die Unterhaltung unserer eigenen Schulen eine große Mission, wie auch eine sondergleiche Gelegenheit, Gutes zu tun. Kaufen wir diese Gelegenheit richtig aus? Der Apostel sagt: „Weil ihr noch die Gelegenheit habt, Gutes zu tun, so laßt uns Gutes tun, allermeist aber an des Glaubens Genossen". Unsere Kinder sind sicherlich unsere Glaubensgenossen. Sie sollen die Arbeit im Reiche Got-

(Fortsetzung auf Seite 11.)

Alle meine Quellen.

Die Geschichte einer Segensfamilie

von

Käthe Dorn.

(Fortsetzung.)

„Wo kommst du her, Samuel?" fragte Carl-Ernst interessiert.

„Direkt von Budapest," entgegnete der Ungar. „Ich war mal heim bei Muttern. Doch nun hat's mich wieder fortgetrieben. Hab ja so halbes Zigeunerblut in den Adern, das immer umherziehen muß."

„Willst du hier bleiben und hast du schon Arbeit gefunden?"

„Noch nicht! aber ich wollte mich mal danach umsehen."

„Ich kann dir welche verschaffen. Ich weiß einen Posten, der frei ist."

„Das trifft sich ja famos! hoffentlich findet mein Weggenosse hier auch bald gute Stellung. Der Ungar machte Carl-Ernst mit dem andern jungen Mann bekannt — dann schwenkten sie alle drei gemeinsam ins Kosthaus ab.

Nun arbeiteten der Jude und der Christ wieder eine Zeitland nebeneinander. Doch sie kamen sich innerlich nicht näher dabei. Ihre verschiedene Religion hinderte sie zwar nicht daran, da ließ jeder dem andern seine Ueberzeugung — aber politisch kamen sie nicht miteinander zurecht. Silberstein war ziemlich links gerückt. Er war stark sozialdemokratisch angehaucht, während Hermann mehr rechts stand. Da gab's öfter Meinungsverschiedenheiten. Trotzdem hielten sie die Freundschaft noch aufrecht.

Nach kurzer Zeit trieb es den Ungare wieder weiter. Er ging nach Nancy. Dort suchte ihn Carl-Ernst einmal auf. Sie besprachen, zusammen auf die Walze zu gehen. Doch es ließ sich für Hermann nicht gleich durchführen. Der heißblütige Ungar aber konnte nicht warten und machte sich allein auf den Weg.

Carl-Ernst folgte dann etwas später dem Ruf seines taubstummen Kollegen und ging nach Paris. Dort hatte ihm der letztere schon eine Stellung besorgt und zwar in derselben Druckerei. Ihr gemeinsamer Chef war ein Deutscher, der den beiden jungen Landsleuten ein besonderes Wohlgefallen bewies. Sie hatten bei ihm einen angenehmen Posten gefunden. — — — — — — — — —

Gleich am zweiten Abend seines Verweilens in Paris, als Carl-Ernst in der Garküche aß, redete ihn ein älterer Mann an: „Sie sind auch ein Deutscher?" wie ich sehe, „da sind wir Landsleute." Er reichte ihm über den Tisch hinüber die Hand und sagte dabei vorstellend: „Mein Name ist Paul Hellwig. Ich bin Schneidermeister von Beruf u. schon seit 1852 hier ansässig."

Der junge Hermann machte sich auch mit ihm bekannt und erzählte, daß er Schriftsetzer sei. Sie unterhielten sich ein Weilchen zusammen. Dann ging jeder nach dem eingenommenen Abendbrot wieder seines Weges.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Carl-Ernst saß noch in seiner Wohnung und wußte nicht recht, wes er beginnen sollte. Er überlegte noch, was er sich hier zuerst ansehen könnte. Da klopfte es plötzlich an die Türe — und auf sein freundliches „herein" trat das Schneiderlein über die Schwelle.

„Ach! Sie sind's? Das ist ja schön, daß Sie mich besuchen. Bitte, nehmen Sie Platz."

„Eigentlich bin ich nur gekommen, um sie abzuholen. Ach bitte! wollen Sie nicht mit mir gehen?"

„Wo denn hin? wenn ich fragen darf."

„Kommen Sie nur mit! es wird Ihnen schon gefallen."

Der junge Mann mußte lächeln über die feine Politik, die der Aeltere mit ihm trieb. Doch da er mit seinem gutmütig freundlichen Wesen einen sehr vertrauenerweckenden Eindruck machte, überließ sich Carl-Ernst gern seiner Führung. Sie durchkreuzten mehrere Straßen, dann kamen sie an ein Haus, aus dem ihnen fröhlicher Gesang entgegenschallte. O! das waren ja liebe, vertraute Klänge, wie er sie daheim oft im Jünglingsverein gehört und selber mitgesungen hatte. Es schallte so einladend zu ihm heraus:

„O wie lieblich ist's und fein
In dem Herrn vereint zu sein
Und im trauten Bruderkreis
Ihm zu bringen Lob und Preis.

Da ruft eins dem andern zu:
Ich fand auch in Jesu Ruh
Und durch Seines Geistes Band
Bist Du mir, ich Dir verwandt.

Seine durchgegrab'ne Hand
Knüpfet fester stets das Band;
Ja, Er gießt des Segens Meer
Ueber Seine Jünger her.

Halleluja sei dem Herrn
Dargebracht von nah und fern,
Dank sei Ihm in dieser Zeit,
Lob und Ehr' in Ewigkeit."

Während des Gesanges gingen sie hinein. Paul Hellwig hatte seinen jungen Landsmann in eine christliche Versammlung geführt. Diesem schien es ganz willkommen zu sein. Es wurde in französischer Sprache gepredigt. Carl-Ernst konnte sie aber gut verstehen. Ja, es machte ihm sogar doppelt Freude beim Hören auch gleich wieder mit zu lernen. — Nach dem Gottesdienst wurde der junge Fremdling sehr herzlich begrüßt u. warm zum Wiederkommen aufgefordert. Er versprach dies auch gern und versicherte dabei, daß es ihm hier gefallen habe.

Des guten Hirten suchende Liebe hatte das unerfahrene Schäflein gleich auf die beste Weide geführet. Frisches Lebenswasser sollte es hier erquicken, ehe es seinen Durst an dem löchrigen Brunnen der Weltlust stillte, die hier auf üppigen Angern gegraben waren und lockten u. winkten.

Carl-Ernst folgte seinem Landsmann willig, wenn auch nicht jeden Sonntag, in den Gottesdienst. Er wollte sich an seinen freien Tagen auch die große Stadt mit ihren reichen Kunst- und Wissensschätzen ansehen. Zu jener Zeit tagte gerade die berühmte Pariser Weltausstellung. Sie bot dem jungen Deutschen eine wahre Fundgrube neuer Entdeckungen und Errungenschaften. Er heimste auch hier, wie überall, neue Geistesschätze ein.

Auch an der schönen Natur fand er seine Freude. Er machte gern kleine Ausflüge in die herrliche Umgebung von Paris.

Einmal hatte er sich mit seinem taubstummen Kollegen verabredet, den berühmten Triumphbogen: „arc de fiel etoile" zu besuchen. Es war am Spätnachmittag des ersten Osterfeiertages. Sie standen zusammen hoch oben auf der Plattform und genossen entzückt die wundervolle Aussicht. Zu ihren Füßen lag die Riesenstadt mit ihren prächtigen Bauten und herrlichen Anlagen. Im Westen ging die Sonne unter und warf ihren vergoldenden Schimmer über das reizvolle Landschaftsbild. Man konnte sich gar nicht satt daran sehen. Der Taubstumme stand ganz versunken da. Er war ein großer Naturfreund.

Auch Carl-Ernst liebte die schöne Gotteswelt und seine Seele beugte sich still vor des erhabenen Schöpfers Allmachtsgröße. Doch als der glutrote Sonnenball, dem er bewundernd nachgeschaut, am Horizont hinabgesunken war und die Dunkelheit schnell hereinbrach, mahnte er den Frend zum Aufbruch.

Doch dieser wollte durchaus nichts davon wissen. Er beharrte in seinem starren Eigensinn, noch länger zu bleiben, obwohl die andern Spaziergänger schon alle den Rückweg angetreten hatten. Sie standen noch allein auf der großen Plattform. Carl-Ernst mahnte wiederholt — aber immer wieder schüttelte der Kollege abweisend den Kopf. Er blieb aus Trotz. Schließlich wurde es ziemlich finster darüber. Da endlich bequemte er sich mitzugehen. Sie mußten sich schon, sehr vorsichtig am Geländer hintastend, die vielen Treppen hinunterfinden.

Endlich waren sie glücklich unten angelangt. Doch o weh! Die eiserne Turmtür war verschlossen. Der Pförtner hatte niemanden mehr oben vermutet und war fortgegangen. Da standen sie nun und konnten nicht heraus. Ihre Lage war eine ziemlich peinliche und auch nicht ungefährliche. Zudem war es kein Vergnügen, auf den kalten Treppenstufen zu übernachten, denn die Nächte waren noch ziemlich frostig. Auch war es schreckhaft finster um sie her. Und wenn man sie am nächsten Morgen hier gefunden, hätten sie noch in falschen Verdacht kommen können.

Jetzt sah der taubstumme Kollege wohl ein, was er mit seinem Eigensinn verschuldet. Doch nun war es zu spät. Was tun? Er versuchte heftig am Schloß zu rütteln, aber es gab nicht nach.

Carl-Ernst betete in seiner Herzensangst laut zu Gott. „O lieber Herr! hilf uns, schick uns einen Retter. Du hast damals dem Petrus einen Engel gesandt, der die Gefängnistüren aufgetan. Du kannst auch dies eiserne Tor hier sprengen. Ach! laß uns nicht die ganze Nacht hier zubringen. Vergib uns unsre Unvorsichtigkeit und mach uns wieder frei!" Dann schob er den Freund sanft von der Tür hinweg und suchte sie selber aufzudrücken. Und seltsam! obwohl er viel schwächer war, sprang das Schloß plötzlich wie von selber auf. Hier war wirklich ein Wunder geschehen!

Wie erlöst sprangen sie durch das schwere eisenbeschlagene Tor ins Freie hinaus und schlugen es hinter sich wieder zu. Krachend fiel die Tür ins Schloß zurück, so fest und unbeweglich wie sie vorher war. Die beiden jungen Leute standen da und atmeten tief auf. Dann traten sie mit raschen Schritten den Heimweg an. Carl-Ernst war es dabei wirklich zumute, als hätte ihn ein Engel an die Hand genommen und herausgeführt.

— — — — — —

Ziemlich ein halbes Jahr lang war Carl-Ernst in der großen Weltmetropole gewesen. Da traf er eines Tages auf wunderbare Weise wieder mit dem ungarischen Juden zusammen.

„Edle Seelen finden sich zu Wasser und Lande," zitierte dieser lachend, ihm kameradschaftlich die Hand entgegenstreckend. Der junge Deutsche legte die seine in herzlicher Wiedersehensfreude hinein. Seine Augen glitten jedoch etwas erstaunt über die Gestalt des früheren Arbeitskollegen hin. Er sah ziemlich verwildert aus, hatte ein aufgeregtes Wesen und schimpfte, was er konnte, auf die Regierung, alle staatlichen Einrichtungen, sowie sozialen Lebensverhältnisse. Er machte also durchaus nicht den Eindruck einer edlen Seele. Doch gegen den Judengenossen schlug er den alten freundschaftlichen Ton an. In feuriger Beredsamkeit suchte er ihn zu bewegen, diesmal wirklich mit ihm zu ziehen. Sein nächstes Reiseziel sollte Nantes sein.

Da nun Carl-Ernst ohnehin die Absicht hatte, Paris bald zu verlassen, um noch mehr von der schönen Welt zu sehen, entschloß er sich, den Jugendfreund zu begleiten. — Die andern aber, mit denen er hier zusammengetroffen, suchten ihn noch zum Bleiben zu bestimmen, denn sie hatten ihn alle lieb gewonnen um seines fröhlichen, bescheidenen und allezeit freundlich gefälligen Wesens willen. Am meisten tat sein Abschied dem Schneidermeister leid. Der blonde deutsche Junge war ihm wie ein Sohn ans Herz gewachsen. Er hätte ihn gern noch länger behütet und erst näher zu Jesu hingeführt.

Nun hatten die beiden das letztemal zusammen in der Garküche Abendbrot gegessen, denn auch der Schneider ging regelmäßig dorthin, da er nicht verheiratet war. Dann brachen sie auf und gingen noch ein Stück miteinander. Es war ein schöner, warmer Sommerabend. Da blieb der Aeltere an einem stillen Promenadenplätzchen stehen, langte bedächtig in seine Rocktasche und zog ein fein in schwarzes Leder gebundenes Buch heraus. Er legte es dem Scheidenden in die Hände. „Hier mein junger Freund! ein kleines Andenken an Ihren hiesigen Aufenthalt. Versprechen Sie mir, fleißig darin zu forschen, doch nicht nur mit dem Verstand, sondern auch mit dem Herzen."

(Fortsetzung folgt.)

Protokoll

der Provinzialversammlung der mennonitischen Siedler in British Columbia, abgehalten in Sardis und Yarrow am 15. und 16. Januar 1937

(Fortsetzung.)

Es gab aber auch manche erfreuliche Erscheinungen im verflossenen Jahr. Es kamen Zahlungen von Stellen, wo wir schon recht oft angeklopft hatten und wo es immer schwer war etwas zu bekommen. Es ist für uns immer eine große Freude, wenn Schuldner in die rechte Stellung zu ihrer Schuld kommen.. Wir dürfen weiter zu unsrer Freude feststellen, daß es auch in unsern Gemeinden allmählich dahin kommt, daß den Reiseschuldnern mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird. Das zeitigt gute Früchte. Eine kleine Gemeinde bei Watrous, oder eine kleine Gruppe in dieser Gemeinde, hat einen ganz praktischen Weg der Tilgung der Reiseschuld ihrer Glieder gefunden: sie taten's gemeinsam u. bezahlten die ganze Schuld, wobei die gute Prämie als teilweise Erleichterung willkommen war. Würden sich mehr ähnliche Gruppen bilden und vom Wort zur Tat übergehen, dann kämen wir ein gut Stück schneller zum Ziel.

Unser Vorsitzender, Aelt. David Töws, ist im verflossenen Jahr 9 Wochen lang in den Ver. Staaten gereist, hat die Gemeinden besucht und Mittel kollektiert zur Deckung von Rechnungen Verstorbener, wo keine zahlungsfähigen Familienglieder zurückgeblieben sind. Und während Br. Töws weder Zeit noch Mühe scheut, um die Lösung des Reiseschuldproblems zu beschleunigen, haben wir immer noch Schuldner, die ruhig sind, ein schönes Auto fahren, neue Schulden machen, die Reiseschuld ganz hintenan stellen und dieses alles scheinbar ganz gut mit ihrem Gewissen vereinigen können.

In den letzten 5 Jahren kamen die Zahlungen von den Provinzen wie folgt:

1936.

Ontario	$ 4,022.11
Manitoba	8,153.16
Saskatchewan	11,333.71
Alberta	11,495.89
Br. Columbia	3,496.14
U. S. A.	63.73
Total	$ 38,564.74

1935.

Ontario	$ 5,596.82
Manitoba	9,328.47
Saskatchewan	8,628.39
Alberta	10,232.11
Br. Columbia	2,267.42
U. S. A.	7.50
Total	$ 36,060.71

1934.

Ontario	$ 6,487.50
Manitoba	20,377.25
Saskatchewan	9,099.35
Alberta	13,528.10
Br. Columbia	1,442.89
U. S. A.	9.00
Total	$ 50,937.09

1933.

Ontario	$ 3,971.46
Manitoba	10,328.11
Saskatchewan	5,175.32
Alberta	6,044.61
Br. Columbia	1,478.49
U. S. A.	
Total	$ 26,992.99

1932

Ontario	$ 5,870.29
Manitoba	9,640.60
Saskatchewan	7,225.76
Alberta	6,046.90
Br. Columbia	2,366.78
U. S. A.	13.00
Total	$ 31,163.33

Total für die Jahre 1932 — 1936.

Ontario	$ 25,948.18
Manitoba	57,822.59
Saskatchewan	41,455.53
Alberta	47,347.61
Br. Columbia	11,051.72
U. S. A.	93.23
Gesamt Total	$ 183,718.86

Die C. P. R. kam uns weiter entgegen und gab uns die Möglichkeit die seit März 1934 gewährte Prämie auf Zahlungen um ein Beträchtliches zu erhöhen. Dieses Entgegenkommen hat die Zahlungswilligkeit auf manchen Stellen gefördert, wovon die einzelnen Fälle zeugen.

Ein weiteres Entgegenkommen der C. P. R. war, daß sie uns erlaubte die beiden Vorsitzenden der Provinzialkomitees von Saskatchewan und Alberta zeitweilig zur Mitarbeit heranzuziehen, indem sie die Unkosten deckte. G. G. Töws hat 3 Monate in Saskatchewan und D. J. Janzen 1 Monat lang in Alberta gearbeitet. Der Erfolg war ein sehr guter: einmal der direkte Nutzen für uns, indem Schulden kollektiert wurden, und dann auch der direkte Nutzen für die Provinzialorganisationen, indem die Vorsitzenden mit den Distrikten ihrer Provinz näher bekannt wurden, wodurch ihre direkte Arbeit befruchtet wurde, was ja indirekt wieder unsrer ganzen Organisation zugute kommt.

Unsre Zahlungen an die C. P. R. in den letzten 3 Jahren und die darauf gewährten Prämien:

1934 gezahlt	$ 41,934.56
1935 gezahlt	30,164.44
1936 gezahlt	31,620.31
Total gezahlt	$ 103,719.31
1934 Prämien	$ 8,457.56
1935 Prämien	6,322.76
1936 Prämien	9,252.03
Total Prämien	$ 24,032.35

Boardsteuer. Um die Eingänge der Boardsteuer besser überblicken zu können, führen wir auch hier die letzten 5 Jahre an:

1936.

Ontario	$ 527.86
Manitoba	749.19
Saskatchewan	1,105.93
Alberta	637.08
Br. Columbia	203.45
U. S. A.	11.00
Total	$ 3,234.51

1935.

Ontario	$ 487.80
Manitoba	990.89
Saskatchewan	1,192.03
Alberta	743.24
Br. Columbia	323.61
U. S. A.	4.00
Total	$ 3,741.57

1934

Ontario	$ 795.35
Manitoba	1,731.66
Saskatchewan	1,038.93
Alberta	1,178.27
Br. Columbia	163.00
U. S. A.	9.00
Total	$ 4,916.21

1933.

Ontario	$ 198.60
Manitoba	826.40
Saskatchewan	426.15
Alberta	637.15
Br. Columbia	148.50
U. S. A.	
Total	$ 2,236.80

1932.

Ontario	$ 215.00
Manitoba	946.35
Saskatchewan	880.55
Alberta	1,066.36
Br. Columbia	240.48
U. S. A.	
Total	$ 3,348.74

Es muß unbedingt auffallen, daß im verflossenen Jahr $500.00 Boardsteuer weniger eingekommen ist, als im Jahr vorher; trotz besserer Preise auf Getreide, Schweine, Eier und Milchprodukte. Daran trage auch ich eine gewisse Schuld: ich bin zu wenig gefahren, hätte mehr unterwegs sein sollen. Die Provinz Saskatchewan z. Bsp., hat auch etwas weniger gezahlt, als im Jahr vorher; aber es wäre noch viel weniger geworden, wenn der Provinzialvertreter nicht eine ganze Reihe von Distrikten besucht und dort kollektiert hätte. Es ist doch ein Armutszeugnis für unsere Gesellschaft, daß auch diese kleinen Summen geholt werden sollen.

Was nun die Zahlungen aus Eurer Provinz betrifft, so hat B. C. im vergangenen Jahr $3,292.69 Reiseschuld gezahlt. Diese Zahlungen kamen von 35 Familien. Davon haben 12 Familien $2,846.57 Dollars und 23 Familien $446.12 gezahlt, wobei die Zahlungen von den 12 in Höhe von 50 bis 566 Dollars und die der 23 in Höhe von $1.00 bis $47.00 waren. — Boardsteuer hat B. C. anno 1936 nur $203.45 gezahlt und somit nur $17.00 monatlich beigesteuert unsre Organisation zu finanzieren. Nur 34 Familien haben gezahlt, von $1.00 bis $24.00 pro Zahlung.

Ich zweifle nicht daran, daß die ganze Versammlung mit uns wünscht, daß das Jahr 1937 bessere Ergebnisse zeitigen möchte. Gott wolle uns darin helfen.

Entschließungen zu den Berichten von Aelt. D. Töws und C. F. Klassen über die Arbeit der Board und die Reiseschuld und Boardsteuer.

Die Berichte des Vorsitzenden der C. M. B. of Col. Aelt David Töws und ihres Kollekteur C. F. Klassen werden von der Prov. Versammlung aufmerksam angehört, und man ersieht daraus, daß die erwähnten Einrichtungen unter unsäglich schweren Verhältnissen viel geleistet haben, wofür man ihnen von Herzen dankbar ist.

Die Schilderung der Stellung unserer Kreise zur Reiseschuld und Boardsteuer ruft eine gedrückte Stimmung hervor, und man erkennt, daß die Probleme der Reiseschuld und Boardsteuer nicht so sehr an denen liegen, die nicht zahlen können, sondern an denen die nicht zahlen wollen. Die Prov. Versammlung empfindet es als eine Schuld, daß eine solche Einstellung zur Reiseschuld und Boardsteuer unter uns aufkommen konnte und empfiehlt daher, daß

a. dahin gewirkt werde, daß alle Mitglieder unsrer Gesellschaft sich ihrer Pflicht in diesen Fragen, Gott und Menschen gegenüber, wieder neu bewußt werden und

b. solchen, die wirklich zu arm sind, ihre Schulden zu bezahlen, nach Kräften zu helfen, damit auch sie ihren Verpflichtungen nachkommen können.

Und über diese prinzipielle Einstellung hinaus sind zu dieser Entschließung noch zwei praktische Zusätze auf dem letzten Versammlungsabend in Yarrow einstimmig gefaßt worden. Da diese Versammlung fast unausschließlich nur von den Siedlern Yarrows (des schlechten Wetters wegen) beschickt werden konnten, hätten die andern menn. Siedlungen in B. C. dazu noch Stellung zu nehmen.

Zusatz a.

Die Provinzialversammlung ordnet an, daß die in der Provinz British Columbia noch ausstehenden $200.00 I. Boardsteuer und $1,800.00 II. Boardsteuer, zusammen $2,000.00 im Jahr 1937 an die Board in Rosthern gezahlt werden. Die Boardsteuerlisten sind in den einzelnen Distrikten durchzusehen, die da zahlen können, zum Zahlen zu veranlassen, und den Rest für die Zahlungsunfähigen gemeinsam aufzubringen.

Zusatz b.

Die Provinzial-Versammlung empfiehlt, daß die Reiseschuldlisten in den einzelnen kirchlichen Gemeinden aufgelegt und durchgesehen werden. Es soll dabei uns allen zur Gewissensfrage werden, daß die Zahlungsmöglichkeiten dadurch festgestellt und Zahlungen auf die Reiseschuld veranlaßt werden. Die praktischen Maßnahmen bleiben dabei den einzelnen Gemeinden vorbehalten.

(Schluß folgt)

— **Toronto, Ont.** Wie Premier Hepburn bekannt gab, sind die allgemeinen Wahlen in Ontario für den 29. September festgesetzt worden. Die kurze Wahlkampagne verspricht eine äußerst scharfe zu werden, da infolge der kürzlichen Streikwirren in Ontario sich zwei Parteien feindlich gegenüberstehen.

— **Berlin.** Laut einer amtlichen Mitteilung betrug die deutsche Einfuhr im Juli d. J. rund 500 Millionen R. M., was gegenüber dem Vormonat ein leichtes Absinken bedeutet.

Errettet aus des Löwen Rachen.

Erlebnisse und Leiden der Frau C. Martens in Sowjetrußland.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Plötzlich kam wieder mal Befehl: „Macht euch fertig, auf der nächsten Haltestelle werdet ihr wieder ausgeladen!" Unser Zug ging jetzt schon durch sibirische Steppen, und wir waren froh, die Hälfte unserer Reise hinter uns zu haben. Nun machte uns der neue Aufenthalt ganz verzagt: denn mancher wußte, daß ihm die Kräfte nicht mehr ausreichen würden, um bis zum Ziel zu kommen. Langsam packte jeder seine geringen Habseligkeiten zusammen. Als der Zug wieder hielt, wurde ausgeladen. Unser Transport war merklich zusammengeschmolzen, weil viele schon vor Hunger gestorben waren. Alle mußten sich wieder in Reih' und Glied aufstellen; aber viele konnten es nicht mehr und saßen im Schnee mit Gesichtern wie gelbe Wachsfiguren. Es war ein Bild zum Erbarmen. Wir hatten ja alle seit drei Wochen keine frische Luft mehr schöpfen dürfen; die Luft im Wagen war bei geschlossenen Türen und Fenstern geradezu verpestet, besonders noch dadurch, daß man hier auch seinen Bedürfnissen nachkommen mußte. So waren wir die frische Luft nicht mehr gewöhnt und bekamen Schwindel, als hätten wir Alkohol genossen. Auf Kommando bewegte sich unsere Gruppe nun langsam zu Fuß 10 Kilometer zum Stadtgefängnis. Es war kein Gehen mehr, sondern ein mühsames Weiterschleppen des Körpers. Seine Sachen konnte niemand mehr tragen. Das sahen auch unsere Begleiter ein und ließen alle auf Wagen laden, dazu auch die noch am Leben gebliebenen siebzigjährigen Mütterchen.

Auch in diesem Gefängnis, das uns einen Monat lang beherbergen sollte, haben wir wieder viel Trauriges erlebt, was sich täglich auf verschiedene Art wiederholte. Ich will nur einen von diesen Fällen schildern. Eine Weile nach unserer Ankunft hörte ich plötzlich ein klägliches Wimmern wie von neugeborenen Kindern, nicht Schreien, die Stimmen waren zu schwach. Die meisten von uns konnten vor Aufregung nicht schlafen, viele saßen still auf ihren Lumpen, rangen die Hände und weinten. Hin u. wieder entrang sich der Brust dieser Mutter ein tiefer Seufzer und hartes Stöhnen. Es saßen in der Zelle ungefähr 100 Frauen. Am anderen Morgen, als die Schließerin endlich mit dem kochenden Wasser und dem vorgeschriebenen Quantum Brot kam, schrie eine von diesen Frauen, die die ganze Nacht im Sitzen weinend zugebracht hatte: „Gebt mir mein Kind, oder schlagt es tot! Zeigt mir, daß es wirklich tot ist, ich kann es nicht mehr anhören! Ihr laßt sie doch alle verhungern!" Aber alles Bitten half nichts. Als sie versuchte, der Schließerin nachzudrängen, wurde ein Soldat gerufen, der sie ergriff und gewaltsam in die Zelle zurückstieß. Der laute Schlag überzeugte uns, daß die Tür wieder verschlossen war. Die Frau raufte in wilder Verzweiflung ihr Haar und hörte nicht auf zu schreien: „Gebt mir mein Kind!", bis ein Soldat kam und sie aus der Zelle zerrte. Wie wir später erfuhren, wurde sie in einen Keller gesteckt, ohne Luft und voll Ungeziefer, bis sie versprach, nicht mehr zu schreien und unter den anderen Müttern keinen Aufruhr zu erwecken.

Nach einigen Tagen wechselten unsere Schließerinnen. Die Neue war uns freundlicher gesinnt. Wenn sie von anderen Schließerinnen nicht beobachtet wurde, unterhielt sie sich mit uns und zeigte Mitleid. Auch was Wasser anbelangt, erleichterte sie unsre Lagen. Da nahm ich mir Mut und fragte sie, was das Quäcken von kleinen Kindern bedeute. „O," sagte sie, „die Mütter dieser Kinder sind vor der Entbindung ins Gefängnis gekommen, haben hier geboren, und weil sie selbst bei der Gefängniskost nicht am Leben bleiben, werden ihnen die Kinder sofort weggenommen u. in eine Kinderkrippe getan, die hier vorhanden ist." Die Aufsicht lag aber in Händen von tiefe gesunkenen Frauen, die das bißchen Milch, das für die Kindern bestimmt war, selbst austranken u. die Kinder verhungern ließen. Die höheren Angestellten kümmerten sich nicht darum; denn niemand trägt Verantwortung, wenn im Gefängnis jemand umkommt — es sind ja Menschen, die „dem Staat schädlich sind"! 40 Kinder befanden sich in unserer Krippe, und 5 trugen sie sicher jeden Tag in die Totenkammer, ohne sie den Mütter zu zeigen. Es wurde ihnen nur gemeldet, daß ihr Kind gestorben sei, und damit war alles abgetan. Die meisten Mütter waren auch froh, ihr Kind endlich gut aufgehoben zu wissen. Die weiteren Strapazen, die sie selbst noch durchzumachen haben würden, brauchten sie nicht mehr für ihre Kinder zu befürchten, und ihr Herz hatte endlich Ruhe. Wer wird bei diesem wahrheitsgetreuen Bild nicht von Mitleid ergriffen? Waren doch diese Frauen nach dem Urteil jedes anständigen Menschen unschuldig in diese Lage hineingekommen. Meist waren es vollständig ungebildete Bauersfrauen, die weder lesen noch schreiben konnten und somit nichts von Politik verstanden. Man sagte ihnen: „Ihr habt in der Erntezeit Arbeiter als Aushilfe gehabt und somit das Blut dieser Menschen getrunken. Jetzt werden wir euch mal arbeiten lehren." Alles Verteidigen half nichts, trotzdem der Untersuchungsrichter selbst überzeugt war, daß der Bauer mit seiner Frau mehr gearbeitet hatte als der Tagelöhner.

Nach einem Monat solcher Erlebnisse wurde wieder befohlen: „Sachen packen! Fertigmachen zum Weitertransport!" Der Transport aus dem Gefängnis und das Einladen in die Züge wurden ausschließlich nachts vorgenommen, um die Bewohner der Stadt nicht in Empörung zu bringen angesichts des mitleiderregenden Bildes, das solche Verbannten boten.

Einen Monat lang reisten wir wieder in diesen vergitterten und geschlossenen Wagen. Endlich sahen wir die Sonne höher steigen, die Hitze fing an, drückend auf unsere schon zu Tode ermüdeten Körper zu wirken. Durch die Fenster sahen wir die Karawanen der Reisenden mit ihrem auf Kamele geladenen Gepäck, die hohen Felsen und ganz hoch wie aus den Wolken die Schneeberge im Strahl der Sonne. Jetzt mußten wir, daß wir uns wirklich in Ostasien befanden, und hofften also, bald die Stadt Alma-Ata zu sehen, die als unser Verbannungsort vorgesehen war. Bald hielt der Zug, und alle Verurteilten wurden ausgeladen. Wieder hatten wir eine Menge Toter, Schwerkranker und Sterbender, die noch auf der Plattform des Bahnhofs ihr Leben aushauchten. Natürlich wurde von seiten der Behörde den Verwandten der Verstorbenen keine Nachricht gegeben. Wenn es nicht ein mitleidiger Leidensgenosse irgendwie möglich macht, eine Nachricht durchzubringen, erfährt mancher Angehöriger erst nach Jahren, daß sein Vater oder Sohn, seine Mutter oder Tochter längst tot sind.

Der Gefängnishof, auf den wir gebracht wurden, bot uns ein anderes Bild, als wir es im Innern Rußlands gewohnt waren. Dort waren die Höfe klein, und hier sahen wir einen unabsehbaren Hof, abgegrenzt von hohen Lehmwänden in orientalischer Art. Dieser Hof konnte wohl, wie man uns sagte, eine Armee von vielen tausenden Verurteilten beherbergen, die sich auf kleinen Feuerchen ihr Essen außer der zugeteilten Gefängniskost zubereiten. Hier hatten die Verbannten schon mehr Freiheit, sie waren in Gruppen eingeteilt, von denen einer als Obmann einmal in der Woche in die Stadt fahren und Einkäufe machen durfte, natürlich in Begleitung einer Wache. Dies war nur möglich, wenn die Verbannten von ihren Angehörigen Geld bekommen hatten. Am Tage durften alle frei auf dem großen Hof umhergehen. Zur Nacht wurden alle ohne Ausnahme, Männer und Frauen, in großen Baracken untergebracht, die von außen bis 9 Uhr morgens mit Wachen umstellt waren, damit niemand entlaufen sollte. Diese Nächte waren auch schwer zu überstehen. Der Raum war so begrenzt, daß man entweder nur zusammengekauert oder in halbsitzender Stellung schlafen konnte. Das viele Ungeziefer war eine Qual. Todkranke Menschen mit Typhus, Dysentrie und anderen epidemischen Krankheiten lagen zwischen den gesunden, so daß man immer Gott dankte, wenn der Morgen anbrach und die Gesunden aus den verpesteten Baracken wieder auf den Hof an die frische Luft kamen. Wir warteten nun jeden Tag, daß man uns die Papiere aushändigen und uns freilassen würde, damit sich jeder, der noch lebensfähig war, irgendwie Arbeit und Herberge suchen könnte. Aber alles Warten schien umsonst zu sein; ein Tag verging wie der andere, und wir erlebten eine weitere schwere Enttäuschung. Unser Gefängniswärter sagte nämlich, dieser Gefängnishof sei nur ein Sammelplatz für alle, die aus ganz Rußland nach Ostasien verbannt werden. Da die Stadt nicht allen Arbeit geben oder sie ernähren könne, hätten sie das Recht, die Verbannten in verschiedene Ortschaften zu verteilen u. sie auch, wenn sie es für nötig befänden, nach Sibirien zu schicken. Das war wieder eine böse Nachricht. Die meisten riefen in Verzweiflung: „Ja, wie lange kann es dauern, bis wir wieder weiterkommen?! Vier Monate sind wir schon gereist, 6000 Kilometer von der Heimat entfernt!" — „Ja, beruhigt euch nur. Wer sich strafbar macht, der muß aushalten; und wer nicht aushält, stirbt eben! Die Reihe wird auch an euch kommen. Augenblicklich haben wir Quarantäne, da bei uns im höchsten Grad Typhus und Dysentrie herrschen und niemand weitergeschickt werden kann." Das war die Antwort! Bei dieser Nachricht fingen viele von den Verbannten an zu fluchen, andere weinten, noch andere beteten, und zu denen gehörte auch ich. Mein Flehen war: „Herr, hilf! Du hast dich bis heute herrlich an mir erwiesen und in höchster Not immer einen Ausweg gefunden zur Erhaltung auch meines so dahinsiechenden Körpers." Post kam nicht auf den Gefängnishof, und somit war jegliche Verbindung mit unseren Verwandten ausgeschlossen. Jeder sagte sich: „Wer hier am Leben bleibt, der kann es nur als ein Wunder Gottes betrachten." Bei der Gefängniskost und den furchtbar auftretenden epidemischen Krankheiten war ja alles dazu angetan, uns dem Tod verfallen zu lassen. Der Tod hielt denn auch reichliche Ernte. Jeden Tag ohne Ausnahme wurden immer zwei hohe Wagen nackter Leichen, schmutzig bis zur Unkenntlichkeit durch die Dysentrie, hinausgefahren und in ein Massengrab gelegt, wie uns der Gefängniswärter erzählte. Auf dem Hof gab es nur eine Baracke für Kranke, u. die faßte nur 300 Mann. Infolgedessen blieben auch die meisten Kranken auf ihren Nachtlagern, bis sie starben. Daß unter diesen Umständen die Epidemien nicht gebrochen werden konnten, war klar. Folgendes habe ich selbst erlebt: Meine Füße, die ich schon völlig angezogen hatte, berührte eine schwer Typhuskranke. Neben mir lag eine schwindsüchtige Nonne, an der anderen Seite eine Dysentriekranke, die so nahe bei mir lag, daß ich die Wärme ihres Körpers verspürte. Eines Morgens fand ich sie tot vor; ich war dadurch aufgeweckt worden, daß ihr Körper statt Wärme Kälte verbreitete. Da ich selbst vor Hunger ganz schwach geworden war und fast nicht mehr gehen konnte, war es da nicht ein Wunder Gottes, daß ich am Leben blieb.?!

(Fortsetzung folgt.)

Coaldale, Alta.

Es ist Hochsommer. Die Sonne brennt schon wochenlang hernieder, und noch immer ist kein erfrischender Regen in Aussicht. Auf dem Bewässerungslande sehen die Felder vielversprechend aus. Die Berge liefern in diesem Jahr für die Bewässerung genügend Schneewasser.

Peter Hamm, der bei Rev. B. B. Janz beim Wässern beschäftigt war, erlitt in der so großen Hitze den sogenannten Sonnenstich. Er wurde ins Hospital gebracht und ging nach ein paar Tagen der Genesung entgegen.

Bis zu zwölf Autos, mit Saskatchewan License versehen, rollten auf unserm Hochwege Nr. 3 westwärts, vielleicht nach B. C., oder den Ver. Staaten, eine bessere Zuflucht suchend. Mit etlichen sprachen wir, die solches auch bestätigen.

Zu einem speziellen Kursus trat unser Dr. D. Epp eine Reise nach Chicago an. Die Reiseroute war wohl über Saskatchewan und Manitoba. In Winkler, Man., gedachten

sie dann der Konferenz beizuwohnen.

Mehrere grüne Hochzeiten fanden in diesem Sommer schon statt, und eine Silberhochzeit. Diese feierten die lieben Freunde A. Langemanns. Es war ein schönes Beisammensein, wo gute Ansprachen gehalten wurden, und wo Gedichte vorgetragen und Lieder gesungen wurden.

Eine segensreiche Hochzeit fand heute statt. Die Glücklichen waren im Juli statt. Die Glücklichen waren Margareta Janzen und Jakob Wall. Eine entsprechende Einleitung zu dieser Feier machte Franz Dyck, nach Ev. Lukas 2, 1—12. Er wies darauf hin, daß Jesus der beste Freund ist, wie für jede einzelne Seele, so auch im Stande der Ehe. Er läßt uns nie allein, und hilft, wie Er auch auf der Hochzeit zu Kana half. Mit einem schönen Trautexte (2. Kor. 12, 9) trat Rev. B. B. Janz darauf vor das Brautpaar: Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig." Mehrere kernige Gedanken wurden vom Redner geäußert, die dem jungen Paare gute Meilensteine auf ihrem Lebenswege sein können.

P. P. Wiebe.

Tabor College.

(Fortsetzung von Seite 7.)

tes fortsetzen. Sollte es uns nicht tief zum Guten bewegen, wenn wir an diese denken?

Viele Kinder werden im Herbst wieder in die Schulen eintreten. Viele werden in unseren Bibelschulen, Akademien und Kollege lernen. Bewegt es uns nicht zu allererst brünstig im Gebet für die Jugend, für die Lehrer, und für die Behörden einzustehen?

Dann, zweitens, braucht diese Mission aber auch Unterstützung von Mitteln. „Weil ihr noch Gelegenheit habt, tut Gutes". In diesem Jahre hat es auf vielen Stellen eine reiche Ernte gegeben. Der Herr hat unser Gebet erhört und hat den Geschwistern reichlich Mittel verliehen, um Gutes zu tun. Es scheint aber so, die Gaben kommen so spärlich zusammen. Ein jeder verläßt sich dochwohl auf den andern. Das Budget für die Bundesschule, z.B., ist noch mehrere Tausend Dollar kurz. Bis zum Schulanfang soll es wieder zusammen sein, und die Zeit ist bald da.

Wir möchten uns besonders an die Geschwister wenden, und bitten, etwas für die Schulen zu opfern: für alle unsere Schulen. Hiermit bitten wir aber auch besonders für unsere Bundesschule, wo im vorigen Jahre Schüler von 12 verschiedenen Staaten und von Canada waren, wo unsere Gemeinden vertreten sind. Auch in diesem Jahre werden von überall Schüler kommen. Die Schule braucht die Mittel. Die Mittel sind vorhanden unter den Geschwistern, und die Gelegenheit, an den Glaubensgenossen, unsere eigene Jugend, Gutes zu tun, ist noch da. Wie lange, das wissen wir nicht! In Rußland werden die Kinder aus den Heimen genommen, weg vom Einflusse der Eltern, und werden in Staatsschulen unterrichtet.

Wir möchten nun auch anregen, daß die verschiedenen Gemeinden einen besonderen Sonntag beanspruchen möchten, und das Programm, entweder am Vormittage oder des Abends, der Bundesschule widmen. Der Leiter möchte bei dieser Gelegenheit über die Mission und Verantwortlichkeit an unsere Jugend predigen, er möchte Anleitung geben für all unsere Schulen, für Schüler und Lehrer zu beten, und die Gemeinden möchten bei dieser Gelegenheit eine spezielle Gabe heben für die Bundesschule, und die sogleich an den Kassenführer, J. K. Warkentin, Marion, Kansas, absenden. Wollen uns einander aufmuntern: „Als wir denn nun Gelegenheit haben, so lasset uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubensgenossen."

Wir möchten nun bitten, daß die Gemeinden in den Staaten den 29. August und die in Canada den 5. September als einen Tag des Betens und des Gebens für Tabor College einrichten möchten. Der Gottesdienst am Vormittag wäre am vorteilhaftesten. Das Programm könnte etwa wie folgt ausgeführt werden:

1. Eröffnung mit Gebet und Fürbitte für alle Schulen im Bunde, besonders für Tabor College. Bibelabschnitt: Lukas 4, 14—20.
2. Lied.
3. Ansprache über unsere Mission an unsere Kinder. Bibelabschnitt: Gal. 6, 10.
4. Lied.
5. Kollekte für Tabor College.
6. Schluß.

Eure Diener im Administrations-Komitee,

A. E. Janzen.
H. W. Lohrenz.
P. R. Lange.

— Die „Deutsche Tagespost" Czernowitz, erfährt aus Bukarest, daß es der dortigen Polizei gelungen ist, eine geheime kommunistische Zentrale auszuheben und im Keller eines Hauses wurden zwei in Decken gehüllte Koffer mit zahlreichem kommunistischem Propagandamaterial, Korrespondenz der kommunistischen Zentrale Rumäniens mit verschiedenen kommunistischen Zweigvereinigungen der „Roten Hilfe" und anderes Material gefunden. Man entdeckte weiter Zigarettenpapiere, die für kommunistische Häftlinge in verschiedenen Gefängnissen verwendet wurden. Ferner wurde eine Druckerei für die Herstellung der eigenen Zeitungen für kommunistische Häftlinge festgestellt.

— Der Lodzer Polizei gelang es, nach Meldung der „Neuen Lodzer Zeitung", in Lodz eine kommunistische Geheimdruckerei auszuheben. Eine große Anzahl bereits gedruckter kommunistischer Flugblätter, Druckplatten, Setzkästen sowie kommunistische Manuskripte verschiedener kommunistischer Schriften konnten beschlagnahmt werden.

— Unter der Ueberschrift Kirchlichkommunistische Brüderlichkeit läßt sich die „Kronstädter Zeitung", Kronstadt, Nr. 170, aus Paris melden, daß der Verband der kommunistischen Jugend in Frankreich, der erst kurz vor der christlichen Arbeiterjugend eine Tagung abgehalten hatte, an den Leiter der erstgenannten Organisation nach Beendigung des Kongresses einen Brief richtete, in dem u. a. heißt:

„Im Namen von Hunderttausenden jungen Männern und Mädchen, die zum Verband der kommunistischen Jugend in Frankreich gehören, richten wir an die christliche Arbeiter-Jugend unsere brüderliche Begrüßung. Wir hoffen, daß unsere beiden Kongresse, die kurz nacheinander stattfanden, zum Ergebnis haben, daß die jungen Kommunisten und die jungen christlichen Arbeiter in allen Ländern freundschaftliche Beziehungen aufnehmen. Tatsächlich sind wir der Ansicht, daß nichts uns hindern darf, gemeinsam zu handeln, wenn wir auch durch weltanschauliche Meinungsverschiedenheiten voneinander getrennt sind!"

In dem Bericht der „Kronstädter Zeitung" wird abschließend bemerkt:

Diese Ansicht wurde offenbar auch von dem Kardinalstaatssekretär Pacelli geteilt, als er zum zweiten Mal innerhalb von wenigen Jahren nach Frankreich kam, um mit den Leitern einer Regierung, die aus Marxisten, Bolschewisten und grundsätzlich kirchenfeindlichen Radikalorganisationen zusammengesetzt ist, geheime Verhandlungen zu führen, die zweifellos, wie die öffentlich bezogene Frontstellung beweist, ausschließlich gegen Deutschland gerichtet waren. Rotfront bietet den „Brüdern" von der Christlichen Arbeiterjugend freundschaftliche Zusammenarbeit an. Da keine Einwendungen erfolgen, wird das stillschweigende Einverständnis der Kirche angenommen. Wenn die Entwicklung so weitergeht, dürften im nächsten Jahr die Kongresse der beiden Verbündeten nicht nur ungefähr zur selben Zeit und am selben Ort stattfinden, sondern zu einem gemeinsamen Fest der Verbrüderung willkommene Gelegenheit bieten.

— Nach Meldung der „Deutschen La Plata Zeitung" ist der Geheimpolizei in Santa Fe die Aushebung eines Kommunistennestes gelungen. Als die Polizei erschien, wurde sie mit beleidigenden Rufen empfangen und beschossen. Sie war gezwungen mit Tränengas-Bomben gegen die kommunistischen Agenten vorzugehen. 40 Personen konnten festgenommen und zahlreiches gedrucktes Material mit aufrührerischem Inhalt beschlagnahmt werden. Bei den Verhafteten fand man viele Schußwaffen und große Messer.

Aus aller Welt.

Bronco, das Spiel auf Leben und Tod.

Der „Sport", bei dem jährlich 15,000 Menschen verunglücken —

Erlebnisbericht von Josef von Feller.

Oklahoma, im August.

Ein ziemlich defekt aussehendes Stallgebäude, davor eine kleine, offene Arena. Vor dem Eingang steht ein Mann in Cowboy-Tracht und brüllt durch ein Megaphon: „Com on! Hier haben Sie eine Chance. Jeder, der fünfzehn Sekunden, ich wiederhole: fünfzehn Sekunden auf unserm zahmen, guten Pferdchen sitzen bleibt, bekommt 25 Dollar!" Das Stallgebäude und die Arena befinden sich in Oklahoma. Sie könnten aber ebensogut anderswo im Süden der Staaten stehen, denn dieses „Bronco-Spiel" wird in allen Südstaaten gespielt. Es ist eigentlich kein Spiel, es ist ein verzweifelter Kampf zwischen einem wagemutigen Mann und einem wilden Pferd. Auf ihre Kosten kommen meist nur die Zuschauer, die für zwei Stunden fünf Cents Eintrittsgeld zu entrichten haben.

Endlich meldet sich ein kleiner dürrer Cowboy. Man sieht ihm an, daß er sein Leben im Sattel verbringt. Der Megaphonmann nimmt ihn beim Arm und führt ihn in den Stall. Zwei Anwesende werden gebeten, als Zeugen mitzukommen. Im Stall steht ein dürres, hochbeiniges Pferd mit einem merikanischen Sattel auf dem Rücken. Das Pferd sieht eigentlich recht gut aus, und der Cowboy riskiert es, dem Tiere die Nase zu streicheln. Das Tier läßt es sich gefallen und der kleine, dürre Cowboy sitzt auf.

Der Reiter fliegt in hohem Bogen.

Der Megaphonmann zieht eine Stoppuhr aus der Tasche und führt Gaul u. Reiter zum Tor. Auf einen Wink fliegt das Tor auf, die Stoppuhr setzt sich in Bewegung, das Pferd ebenfalls. Nun geschieht etwas Merkwürdiges. Kaum ist das Pferd im Freien, geht es mit allen vier Beinen hoch, macht einen ungeheuren Katzenbuckel, auf dem der Cowboy nur mehr balanciert, dann wirft sich der Gaul in der Luft nach rechts, kommt mit den Vorderbeinen zuerst auf die Erde, schlägt mit ungeheurer Wucht aus, und der Reiter fliegt im hohen Bogen aus dem Sattel. Er bezahlt einen Dollar für das Vergnügen, aber er bekommt nichts, da die ganze Sache genau sieben Sekunden gedauert hat. „Schade", meint der Megaphonmann ruhig, „ich hätte Ihnen mit Vergnügen 25 Dollar ausbezahlt. Dabei ist Jimmy mein ruhigstes Pferd, das liebenswürdigste Polo-Pferd, das man sich vorstellen kann."

Laut Statistik verunglücken jährlich beim „Bronco-Spiel" allein in den Südstaaten mehr als 15,000 Menschen, darunter gibt es alljährlich mindestens 500 Tote. Ich sah in Montana beim Bronco-Spiel folgendes: Wie gewöhnlich lockte der Megaphonmann das Publikum an und zeigte dabei das Geld, das zu gewinnen war, bis sich ein langer, kräftiger Rinderhirt meldete, der bereit war, seine Knochen zu riskieren. Er bekam einen Gaul, dem man die Bösartigkeit ansah. Während sich der Rinderhirt in den Sattel schwang, biß ihn der Gaul zweimal, aber der Mann schien das bereits gewohnt zu sein. Seine Aufgabe war, mindestens eine Minuten im Sattel zu bleiben. Auf ein Zeichen flog das Tor auf und Roß und Reiter sausten, wie aus der Kanone geschossen, ins Freie. Einmal versuchte es der Gaul mit einem Katzenbuckel und einer blitzschnellen Drehung. Die Sache mißlang — der Reiter blieb im Sattel. Nun rannte er in wildem Tempo geradeswegs gegen die Barriere. Wir dachten, er würde darüberspringen und dabei seine Kaprilen machen. Der Reiter glaubte es ebenfalls. Es war ein Irrtum. Der Gaul blieb plötzlich vor der Barriere stehen und der Cowboy flog im Bogen aus dem Sattel, gerade gegen die Umzäunung, die er niederriß.

Der Gaul begann den am Boden liegenden Mann mit den Vorderhufen zu bearbeiten, bis ihn andere Cowboys forttrieben. Dem Reiter war aber nicht mehr zu helfen, er hatte sich beim Sturz das Genick gebrochen. Aber selbst wenn er mit heilem Genick davongekommen wäre, hätte er doch sterben müssen, denn die Vorderhufen des wütenden Gauls hatten ihn furchtbar zugerichtet.

Ein einziger schaffte es

Manchmal begnügen sie sich damit, nach dem Reiter zu beißen. Das ist noch harmlos genug, da der Cowboy durch seine dicken Lederhosen vor den Pferdebissen geschützt ist. Wenn sie aber, was sehr oft vorkommt, versuchen, den Reiter vom Sattel zu zerren, oder wenn sie sich gar aufstellen und ihn mit ihren Hufen zu bearbeiten beginnen, ist er den wilden Pferden hilflos ausgeliefert, bis die festgesetzte Zeit von zehn Minuten um ist oder bis er selbst um Hilfe ruft. Das tun aber die wenigsten, da es als Feigheit ausgelegt werden könnte. Außerdem muß der Reiter, der um Hilfe bittet, neben dem einen Dollar, den er gleich zu Beginn des Spieles bezahlt hat, noch weitere zehn Dollar „Strafe" erlegen, für einen armen Rinderhirten eine ziemlich große Summe.

Ich habe ein einziges Mal in drei Jahren einen Reiter gesehen, der aus einem solchen Bronco-Spiel heil herauskam. Er hatte sich eine eigene Taktik zurechtgelegt, die seither nachgeahmt wird. Es gelang ihm, solange er allein in der Arena war, seinen Wirbelwind von einem Gaul ein wenig in die Gewalt zu bekommen. Als dann die restlichen neun Pferde hereinstürmten, preßte der Reiter seinen Gaul in eine Ecke, und zwar so, daß der Kopf zur Planke stand. Als dann die anderen Pferde versuchten, den Reiter herabzureißen, hieb dieser kräftig aus und hielt sich so die anderen Gäule vom Leib.

Seit dieser Zeit versuchte man nunmehr das Reiten zu erschweren, indem man neue Regeln aufstellte. Beispielsweise, daß der Reiter nur mit einer Hand die Zügel halten dürfe, daß er mit der anderen ununterbrochen seinen Hut schwenken müsse und ähnliches. Nur wenigen Cowboys ist es seither gelungen, einen Preis zu gewinnen. Die größte Gefahr bei dieser neuen Bronco-Variante besteht darin, daß der Gaul versucht, den Reiter nach vorne abzuwerfen, was ihm auch meistenteils gelingt. Liegt aber der Reiter einmal vor dem Pferd am Boden, ist er meistens verloren, da ihn der Gaul mitleidslos zertrampelt. In neuerer Zeit können sich auch Frauen an diesen Bronco-Spielen beteiligen, doch sind die Bedingungen andere, weitaus mildere. Immerhin verloren allein im Jahre 1936 in den Südstaaten elf Cowgirls ihr Leben bei diesem Spiel.

Im Hümmling.

Höret!

Es gibt nichts Totes auf der Welt,
Hat alles sein Verstand.
Es lebt das öde Felsenriff,
Es lebt der dürre Sand.

Laß deine Augen offen sein,
Geschlossen deinen Mund,
Und wandle still, so werden dir
Geheime Dinge kund.

— Hermann Löns.

Das Wort unseres großen Heidedichters paßt so recht für den Hümmlingswanderer. — Mit einer großen Gesellschaft war ich zum ersten Male in „Fürsteenland" unter der Führung des „Heideläufers" H. A. Korte. Er hat es verstanden, uns den Hümmling nahe zu bringen.

Das nächste und ein drittes Mal bin ich allein durch den Hümmling gefahren. Dabei habe ich das Glück gehabt, ihn zu erleben bei Sonnenschein und Regen u. — was mir unvergeßlich sein wird — bei schwerstem Gewitter. Ich fuhr durch die unendliche Weite der großen Heidefläche, die auf der Karte noch mit „Kruppscher Schießplatz" bezeichnet ist. Es war so schwül, daß man unbedingt ein Gewittererfahren durfte, doch hoffte ich, noch vorher eine der am Rande liegenden kleinen Bauerschaften zu erreichen. Nicht weit vom Wege erstreckte sich eine Dünenlandschaft. Als ich auf deren Höhe stand, sah ich vor mir eine große Schnuckenherde, der Schäfer lag im Heidekraut. Der Hund schlug an — der Schäfer kam hoch. Als ich auf ihn zuging, knurrte der Hund verdächtig, doch beruhigte er sich, als ihn sein Herr zurechtwies. Ueber das interessante Gespräch, das ich nun mit dem Schäfer hatte, vergaß ich meine Eile, so daß wir urplötzlich vom Gewitter überrascht wurden. Unheimlich schwarze Wolken türmten sich auf. Der grollende Donner ließ die Herde hastiger werden, die Tiere drängten sich trotz der Hitze zusammen. Und dann riß ein greller Blitz das dunkle Gewölk auseinander und sofort krachte der Donner, daß der Schäfer ganz besorgt sich seiner Herde zuwandte und mich stehen ließ. Unter dem Schutz eines Dünenhanges verfolgte ich nun das schaurig-schöne Naturereignis, das sich über der weiten Heide doppelt schlimm anließ. Als es sich ziemlich verzogen, fuhr ich weiter — kam an das Stein-Meer, das nach dem Gewitter so dunkel dalag. Die alten Himmlingdörfer Gr.- und Klein Stavern waren mein Ziel. Wer Altertums und Siedlungskunde treibt, muß hier gewesen sein. Ich möchte ja nicht behaupten, daß die Dörfer mit ihren alten Fachwerkbauten schön zu nennen sind, dazu sind sie zu wenig gepflegt, aber wie man früher die Fächer mit Zaun- und Flechtwerk ausfüllte und mit Lehm bewarf, das ist hier in ursprünglicher Form und in allen Stadien zu studieren.

Zwischen Gr.- und Klein-Stavern liegt ein wunderbares Hünengrab bei Bruneforte. Der Hümmling ist das Gebiet in Nordwestdeutschland, das noch die schönsten und meisten Grabkammern bietet, trotzdem so viele zerstört worden sind. Was da verloren ist, kann man nur ahnen, wenn man nach alten Akten (des Osnabrücker Archivs) sich „Surwoldsgrab" vorstellt, dessen Deckstein so groß war, daß eine kleine Schafherde darunter Platz finden konnte.

So zieht es mich denn immer wieder nach Gr.-Berßen, wo fast Grab an Grab liegt. Das sog. Königsgrab macht jetzt, wo alle Birken, die sonst das Grab umrahmten, vom Sturm gebrochen sind, einen trostlosen Anblick. Es ist besser, man entfernt die letzten Stümpfe. Auf dieser freien Fläche wird auch kaum eine Einzelpflanzung hoch kommen. Daß ein Hünengrab auch ohne den Baumbestand wirkt, zeigt das Nachbargrab. Auf einer kleinen Anhöhe liegt es. Schwer und wuchtig ruht der Deckstein auf den ganz im Boden versteckten Grundsteinen. Ein schwerer Himmel wölbte sich darüber. Ich muß sagen, daß keines der Hümmlingräber einen solchen Eindruck auf mich gemacht hat. Die eigenartige Stimmung werde ich nie vergessen, so daß ich an das Löns-Wort denken muß „so werden dir geheime Dinge kund."

Wenn viele Menschen eine Gegend nicht zum zweiten Male aufsuchen, weil sie sie schon „gesehen haben", so betrügen sie sich selbst, denn die Schönheit u. die Stimmung einer Landschaft erfaßt man nicht mit einem Male. Mit jedem Besuche sieht man Neues und unser Verhältnis wird immer inniger zu der Landschaft — wie es mir mit dem Hümmling ergangen.

Kiekut.

— **Le Bourget, Frankreich. Italienische** Flugzeuge belegten in dem 3,600 Meilen-Flug Istres — Damaskus — Paris den ersten, zweiten und dritten Platz, worauf die italienische Fahne auf diesem großen Flughafen gehißt wurde. Sechs italienische Flieger, zwei für jedes Flugzeug, erhielten Preise in Höhe von zusammen drei Millionen Francs.

Einer der Flieger war Bruno Mussolini, ein Sohn des italienischen Premierministers. Er wurde Dritter.

Die siegreichen Flieger erzielten eine Geschwindigkeit von durchschnittlich 352.735 Kilometer (ungefähr 220 Meilen) in der Stunde.

Der bekannte französische Flieger Paul Codos wurde nach einem den italienischen Flugzeugen folgenden englischen Flugzeug Fünfter.

Acht italienische Flugzeuge, vier französische Flugzeuge und ein englisches Flugzeug waren an dem Wettbewerb beteiligt, in dem es keinen schlimmen Unfall gab.

— **Palermo, Sizilien. Vor 50,000** Truppen sprechend, teilte Prem. Mussolini der Welt mit, daß Italien „einer festen Politik des Friedens folgt, aber den Bolschewismus im Mittelmeer nicht dulden wird". Er verkündigte, daß die englo-italienische Spannung belegt wurde und daß Italiens Beziehungen mit England sich „geklärt" haben.

Die Ansprache bildete den Höhepunkt des Besuches Mussolinis in Sizilien, um Italiens jährlichen Manövern beizuwohnen.

Neueste Nachrichten.

— **London. Der Abbruch der diplomatischen** Beziehungen zwischen Portugal und der Tschechoslowakei hat hier, wie in den meisten europäischen Hauptstädten ernste Befürchtungen erweckt. Wenn auch der Grund, die angebliche Verweigerung eines anfangs angenommenen Auftrages von Maschinengewehren, an sich wenig bedeutet, so ist man sich doch klar, daß es sich hier um die erste direkte Auswirkung der spanischen Krise handelt.

Portugal ist faschistisch eingestellt und somit auf Seiten Francos und der europäischen Diktaturen, mit Ausnahme von Sowjetrußland. Die Tschechoslowakei steht in engem Zusammenhange mit Frankreich und dadurch mit Moskau, u. der portugiesische Hinweis auf eine dritte Macht ist somit nicht mißzuverstehen.

In Prag wird der Abbruch der Beziehungen vonseiten Portugals als ein bisher nicht dagewesener Fall bezeichnet, da noch immer keinerlei politische Streitigkeiten zwischen den beiden Ländern vorlägen.

— **Lissabon. Die portugiesische Regierung** hat ihre diplomatischen Beziehungen zu der Tschechoslowakei abgebrochen und ihren Gesandten in Prag mitsamt seines Stabes nach Wien beordert. Die Wahrung der portugiesischen Interessen in der Tschechoslowakei wurde dem italienischen Gesandten übertragen.

Eine amtliche Erklärung begründet den Schritt einerseits mit der Weigerung der Tschechoslowakei Waffen und Munition an Portugal zu verkaufen, andererseits mit der gesamten Haltung Prags in der Nichteinmischungspolitik in Spanien. Die Verkäufe von Kriegsmaterialien seien unter dem Drucke einer dritten Macht und auf Drängen gewisser Elemente, die Portugals Aufrüstung zu verhindern suchen, verboten worden.

— **Sowjetlager am Nordpol. Wie** von dem russischen Lager am Nordpol per Radio gemeldet wurde, herrschte am Pol Regenwetter, obwohl die Temperatur unter den Gefrierpunkt gesunken war. Die Sicht war auf etwa eine Meile beschränkt.

— **Genf. Die ständige Mandatskommission** des Völkerbundes schloß die Zusammenstellung ihres Berichts zu dem britischen Plan einer Teilung Palästinas ab. Dieser Bericht, der nächsten Monat dem Völkerbundsrat vorgelegt wird, enthält keinerlei prinzipielle Einwendungen gegen den Vorschlag der Königlich Britischen Kommission, das alte Palästina in einen jüdischen und einen arabischen Staat sowie ein britisches Mandatsgebiet aufzuteilen.

Wie man erfährt, schlägt der Bericht vor, eventuell ein vorübergehendes Regime zu errichten, um die Durchführbarkeit des Teilungsplans zu prüfen.

— **Hamburg. Laut einer amtlichen Statistik ergibt sich für die deutsche Han**delsflotte für das Jahr 1936 und Anfang 1937 eine erhebliche Vergrößerung. Die Zahl der Schiffe ist auf 3579 gestiegen und die eigentliche Zunahme betrug 3.9 Millionen Buttorregistertonnen.

— **London. Wie aus Gibraltar gemeldet** wird, hat Admiral Carls, der Befehlshaber der in spanischen Gewässern befindlichen deutschen Seestreitkräfte, dem britischen Gouverneur von Gibraltar, Charles Harrington, und dem britischen Kontreadmiral A. E. Evans die Ehrenzeichen des deutschen Rote-Kreuz-Ordens überreicht. Dies geschah in Anerkennung der Bemühungen um die bei der Bombardierung des Panzerschiffes „Deutschland" nahe Ibiza verwundeten deutschen Matrosen.

Die Ueberreichung erfolgte anläßlich des Besuches des Admirals in Gibraltar, wo dieser einen Empfang auf dem Kriegsschiff „Admiral Scheer" gab.

Ferner wurden auch 30 andere Engländer, wie Aerzte und Krankenschwestern, die sich der verwundeten Deutschen angenommen hatten, in entsprechender Weise ausgezeichnet.

— **Berlin. Der langjährige General**direktor des Schellkonzerns, Sir Henry Detering, veröffentlicht in den Mitteilungen der „Deutschen Handelskammer für die Niederlande" einen Appell zur Vernunft in der Wirtschaft ,der mit einem scharfen Angriff gegen die „Goldanbeter" beginnt und mit einem bestimmten Eintreten für Deutschlands Kolonialforderung endet.

— **Moskau. Die Zahl der verhafteten** Reichsdeutschen hat sich nach den neuesten Berichten auf 233 erhöht. Damit befindet sich mehr als ein Fünftel aller in Sowjetrußland lebenden Reichsdeutschen in Gefangenschaft.

— **Moskau. In Rußland wird die** große „Hausreinigung" fortgesetzt, wie aus der plötzlichen Versetzung von zahlreichen hohen Regierungsbeamten hervorgeht. In mehreren Fällen sind hohe Beamte sogar aus dem Dienst entlassen und als „Feinde des Volkes" bezeichnet worden. —

— **London. Sieben Bürgermeister eng**lischer Städte unter Führung des Oberbürgermeisters von Stoke-on-Trent begaben sich, einer Einladung mehrer deutscher Städte folgend, nach Deutschland. Der Zweck ihres Besuches dient der Förderung guter Beziehungen zwischen englischen und deutschen Stadtgemeinden.

— **Tientsin. Zweihundert russische Of**fiziere sind in der Provinz Tschahar eingetroffen, um die chinesische Rote Armee zu führen und den Widerstand gegen die Japaner zu organisieren, wie ein Vertreter der japanischen Regierung behauptet.

— **Wien. Kanzler Kurt Schuschniggs** Regierung hat eine neue Verfügung erlassen, welche die schwere Bestrafung aller Personen vorsieht, die den „sozialen Frieden stören". Diese Phrase schließt Anregung zu ungerechtfertigten Streiks, Massenentlassung von Arbeitern usw.

— **Washington. In bezug auf die** Frage der Bauwolldarlehen ist es zu einem Ausgleich zwischen dem Präsidenten und dem Senat gekommen. Nach anfänglicher Weigerung hat sich Roosevelt mit dem vorgeschlagenen Darlehen einverstanden erklärt, vorausgesetzt, daß beide Häuser der nationalen Gesetzgebung sich verpflichten, in der ersten Woche der nächsten Kongreßsitzung die Erntekontroll - Gesetzgebung in Angriff zu nehmen.

— **Rio de Janeiro. Elf Personen wur**den während eines politischen Krawalles während der gegenwärtigen Präsidentschaftswahl-Kampagne erschossen. Viele wurden verwundet. Die Schießerei fand statt gegenüber der Bai in Campos während eines Umzuges der „Grünhemden" (Faschisten.).

— **Bei den Nationalisten in Reinosa,** Spanien. General Francos nördliche Armee besetzte das vor 760 Jahren von spanischen Königen erbaute Reinosa u. marschierte, ohne Aufenthalt zu nehmen das Besaya Tal entlang.

Bevor Francos Truppen in die Stadt eindrangen, besetzten dieselben eine große Marinewaffenfabrik im südlichen Teile der Stadt und setzten viel Häuser der Nachbarschaft in Brand, um Guerillabanden der Loyalistenmiliz zu vertreiben.

Santander hat sich ergeben u. 15,000 Regierungssoldaten legten ihre Waffen nieder.

— **Schanghai. Der chinesische „Selbst**mord-Zerstörer" wurde vor den japanischen Kanonen zum Sinken gebracht, nachdem er den großen Kreuzer „Idzuma", das Flaggschiff der japanischen dritten Kampfflotte, torpediert hatte.

Dieser Marinekampf, der erste des chinesisch-japanischen Krieges, fand statt, während 4,000 Amerikaner diese vom Kriege zum Teil verheerte Stadt verließen.

Die Chinesischen griffen diese große japanische Flottenabteilung, die im Wangpoo verankert liegt, mit sämtlichen modernen Zerstörungsmitteln eines modernen Krieges an. Flugzeuge, Artillerie und zuletzt die kleinen „Selbstmord-Zerstörer", die aus gepanzerten schnellen Motorbooten bestehen, an. Dieselben sind mit sechs Matrosen bemannt und tragen je zwei Torpedos.

Die chinesisch-japanische Kampffront ist 40 Meilen lang. Der chinesische Generalstab sandte eine von den Deutschen trainierte Divisionen von Nanking über den Whangpoo in der Gegend von Schanghai, wo sie sofort mit dem Ausbau ihrer Stellungen begann. Große Minenwerfer wurden während des Abends über den Fluß gebracht. In der Nacht wurde der Feuerangriff auf die 12 japanischen Kriegsschiffe, die im Flusse verankert liegen, eröffnet. Um ihre Schiffe zu retten, landeten die Japaner Truppen, die unter dem Schutze der japanischen Feuerwalze zum Angriffe gegen die chinesischen Stellungen vorgingen.

Schwere Kämpfe finden westlich der 30 Meilen langen Front, die durch das japanische Verteidigungsgebiet geschaffen wurde, an der Schanghai Eisenbahnlinie und nordwestlich am Ufer des Jantse-Flusses statt. Die Chinesen eröffneten die Angriffe an sämtlichen Fronten.

Die japanische Offensive an der Peiping-Suijuan Eisenbahn-Linie wird durch den Widerstand der Chinesen aufgehalten. Dieselben gaben nach wütenden Angriffen der Japaner die Felsen des Nankau-Passes auf, und die Japanern nahmen die Nechahar- u. Siujuan-Provinzen, die sie bereits als ihr Eigentum betrachteten.

Dieses Gebiet ist das wichtigste des ganzen Krieges, da Japan dasselbe im Besitze haben muß, ehe es einen Keil zwischen Sowjetrußland und China treiben kann.

— **Port Washington, N. Y. Das deut**sche Flugboot „Nordermeer" ist von den Azoren kommend wohlbehalten im hiesigen Hafen gelandet. Die 2,400 Meilen Strecke wurde in 16 Stunden und 28 Minuten bewältigt.

Der Start des Flugbootes erfolgte mit Hilfe der Katapultvorrichtung an Bord des schwimmenden Flugzeugstützpunktes „Schwabenland". Schon bald nach dem Verlassen der Azoren geriet das Flugboot in einen schweren Gewittersturm mit einem Gegenwind von 40 Meilen die Stunde. Das Flugzeug war zeitweise gezwungen, bis zu 20 Fuß über die Wasseroberfläche herunterzugehen. Zu keiner Zeit, so erklärte Kapitän Joachim Blankenburg, befand sich das Flugzeug höher als 600 Fuß über dem Meeresspiegel.

Am Sonnabend, den 28. August wird der Flugzeugstützpunkt „Schwabenland" in New York eintreffen, worauf das Flugzeug die Rückfahrt nach Europa antreten wird. Die „Nordermeer" war in Travemünde gestartet und flog mit einer Zwischenlandung in Lissabon nach Horta auf den Azoren.

— **Japans Premier, Fürst Fuminaro** Konoye, sagte dem chinesisch-japanischen Konflikt eine lange Dauer voraus, da es auf keinen Fall eine Beilegung geben könne, ehe nicht Chinas Armee bestraft worden sei.

Zugleich schloß der Premier jegliche ausländische Intervention zur Beilegung des bisher noch nicht erklärten Krieges der beiden Länder Asiens aus, denn nur China und Japan, fügte er hinzu, seien berufen, Friedensverhandlungen in diesem Falle zu führen.

— **Die tschechoslowakische Regierung** erklärte, sie hoffe immer noch auf eine friedliche Regelung des Disputs mit Portugal.

Beiden Nationen freundlich gesinnter Mächte sind bemüht, ein Abkommen herbeizuführen, wird von wohlinformierter Seite erklärt.

— **Zwei schnell aufeinanderfolgende** Erdbeben — die stärksten und schlimmsten während der letzten 40 Jahre — verwandelten Manila, den Sicherheitshafen für die amerikanische Flüchtlinge aus dem Kriegsgebiet Schanghai, in eine dunkle Schreckensstadt.

Gleich beim ersten Stoß versagten alle Lichter in der Stadt. Menschen flüchteten aus Häusern und Hotels, rannten in den mit Glas und Schutt übersäten Straßen umher. Zahlreiche Feuer, von denen aber nur wenige größeren Umfang annahmen, brachen überall in der Stadt aus und trugen zur Erhöhung des Wirrwarrs und der Schrecken bei.

— **General Gonzala Queigo de Llano,** der Kommandant der Insurgenten-Armeen im Süden Spaniens, erklärte in einem durch Rundfunk verbreiteten Angriff gegen Frankreich als Feind der spanischen Interessen, „der Tag der Abrechnung mit Frankreich sei nicht fern."

Der „Radio-General" versicherte in seiner in Salamanca gehaltenen Rundfunk-Ansprache, „Frankreich sei immer ein schlechter Nachbar gewesen und habe immer gegen spanische Interessen gehandelt."

— Der Berliner Korrespondent der in London erscheinenden Zeitung „Action" nimmt in einem Artikel zu dem Arbeitseinsatz in den Fabriken Stellung.

Es wird bemerkt, daß die Nationalsozialistischen versprochen hätten, nie die Fühlungnahme mit den arbeitenden Schichten zu verlieren. Man habe manchmal daran gezweifelt, aber nun habe sich ihr Versprechen bewahrheitet. Er habe unlängst einen hohen Staatsbeamten, der in einer Fabrik mit anderen zusammenarbeitete getroffen.

Bei einer Betrachtung, warum führende Männer des deutschen Staates einige Monate als Arbeiter in die Betriebe und Fabriken gingen, kommt der englische Journalist zu dem Schluß, daß die nationalsozialistischen Führer diese Arbeit mit Freuden leisten. Sie seien froh, Schulter an Schulter mit ihren Kameraden arbeiten zu können, denn sie hätten erkannt, daß man nicht ein wahrer Führer sei, ohne gewillt und fähig zu sein, anzupacken, wo immer es Not tue.

— Unter der Ueberschrift „Der große Motor" befaßt sich das Warschauer Blatt „ABC" in einem längeren Aufsatz mit der Motorisierung in Deutschland und den Bedingungen, durch die dieser großartige Fortschritt ermöglicht werden konnte. Es folgt dann ein Vergleich zwischen Deutschland und Polen. Folgende bemerkenswerten Zahlen werden vermerkt:

Im Jahre 1929 betrug die Tonnage der mechanischen Fahrzeuge in Deutschland 577,000 To., in Polen dagegen 34,000. Im Jahre 1936 war diese Zahl in Deutschland bereits auf 1, 132,000 Tonnen gestiegen, in Polen dagegen auf 24,000 Tonnen gesunken. Für Polen bedeutet dies einen Rückgang um etwa 30 v. H.

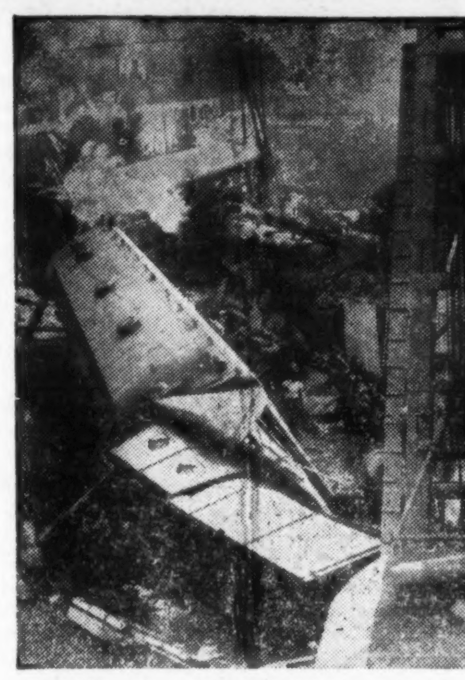
— Die „Deutsche Tageszeitung", Kronstadt, teilt mit, daß der Herausgeber des rumänischen nationalen Blattes „Buna Vestire", Dragos Protopopescu, kürzlich in Paris weilte und in einem Leitartikel seine Eindrücke, die er von der Weltausstellung gewann, wiedergibt.

Der rumänische Journalist vergleicht das sowjetrussische Ausstellungsgebäude mit dem deutschen Pavillon. Er stellt fest, daß das erstere das Zugeständnis des bolschewistischen Zusammenbruchs bedeute. Der deutschen Pavillon sei ein Beispiel der Großartigkeit und des Ernstes. Der Ausstellung des „Hakenkreuzes" entströme Selbstbewußtsein und eine aristokratische männliche Haltung. Es sei den Schöpfern des Ausstellungsgebäudes in der Tat gelungen in wundervoller Weise die deutsche Seele zu den Besuchern sprechen zu lassen.

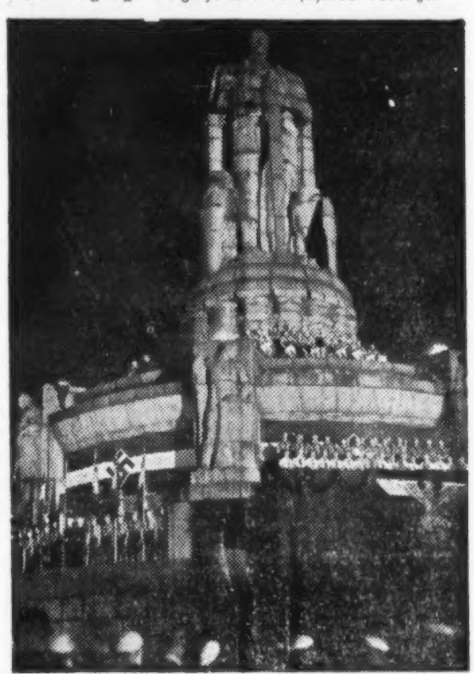
— Die „Revue Internationale des Societes Secretes" veröffentlicht eine Statistik der in Frankreich lebenden Juden. Ihre Zahl soll sich auf 260 — 280,000 belaufen, davon wohnen in Paris 170 — 190,000. In der Provinz sollen ca. 80 — 90 Juden leben.

Während der letzten 12 Jahre wurden etwa 35,000 Juden naturalisiert.

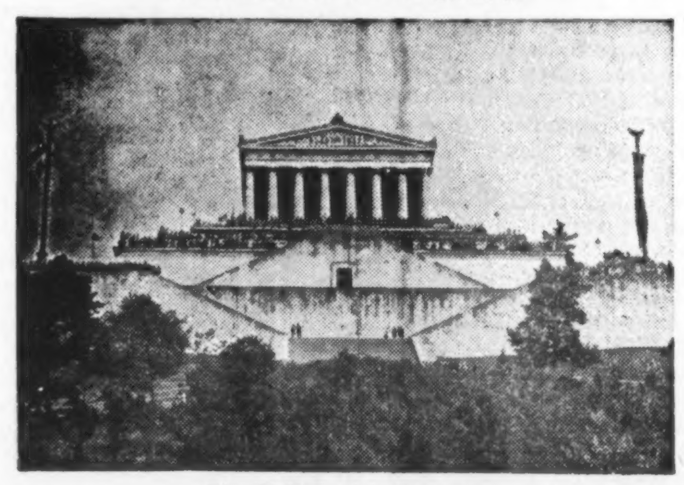
Schweres Eisenbahnunglück bei Paris



Durch Entgleisung verunglückte bei Villeneuf-St. George, etwa 20 Kilometer südlich von Paris, ein Schnellzug. Die Lokomotive, der Packwagen und 4 Personenwagen stürzten um. 27 Fahrgäste fanden dabei den Tod, eine große Anzahl wurde schwer verletzt.



Das Denkmal Bismarks in Hamburg.



Die Walhalla bei Regensburg.

Bekanntmachung.

Bei der Durchsicht meiner Bücher finde ich, daß recht viele und manche auch recht große Summen schuldig geblieben sind. Wo es nur kleine Summen sind, da hilft auch jede Kleinigkeit mit. Ich bitte mit diesem alle, die es angeht, mir möglichst bald ihre Zahlungen zukommen zu lassen, damit auch ich allen meinen Verpflichtungen nachkommen kann.

Außerdem erinnere ich auch daran, daß jetzt, womöglich im August, die Bestellungen auf die Kalender eingesandt werden möchten. Sie werden dann, wenn ein Dutzend oder mehr, von Deutschland direkt geordert und kommen im November oder spätestens Dezember an.

Auch sonst allezeit dienstbereit,

A. Kröker,
Mountain Lake, Minn., U. S. A.

Im Kampf gegen Kommunismus!

Wer tatkräftig mithelfen will, die immer steigende Gefahr des Kommunismus zu bekämpfen, der lasse sich das Büchlein: „Slave Labor in Soviet Russia" kommen, das in seiner Zusammenstellung absolut zuverlässiger Daten und Augenzeugen-Berichte eine furchtbare Anklage gegen den jüdischen Terror in Rußland darstellt und über die grauenhaften Zustände in den Konzentrationslagern ein erschütterndes Zeugnis ablegt.

Wo unser mangelhaftes Englisch versagt einem Nachbar Aufklärung zu geben, da tut dieses Büchlein einen guten Dienst — es geht von Hand zu Hand und verrichtet so eine große Aufgabe. Das Büchlein enthält 26 Illustrationen und kostet im Einzelpreis nur 35c. Bei größeren Aufträgen Rabatt.

Zu beziehen durch:

B. B. Warkentin,
45 Cedar St., So., — Kitchener, Ont.

— Die in Zürich erscheinende Zeitung „Die Front" veröffentlicht einen bemerkenswerten Artikel ihres nach München entsandten Sonderkorrespondenten Rüegsegger. Der Aufsatz zeigt, welch großen Eindruck die Demonstrationen des nationalsozialistischen Kulturwillens auf den unvoreingenommenen ausländischen Besucher gemacht hat.

— **Hon. M. F. Bruxner** Transportminister von New South Wales, Australien, hielt sich kurze Zeit in Canada auf und richtete an Canadier die Einladung zur Teilnahme an der Reichskonferenz im nächsten Jahr in Sydney, Australien. Bei dieser Gelegenheit wird auch die 150. Gründungsjahrfeier des Staates stattfinden.

— **Edmonton.** Nachdem die Dominion-Regierung durch eine Kabinettsorder die Durchführung des Banken-Registriergesetzes in Alberta verboten hat, hat Premier Aberhart eine zweite Sondersitzung der Legislatur von Alberta einberufen zwecks Schaffung neuer Gesetze anstelle der drei von der Dominion-Regierung zurückgewiesenen. Ein Moratorium auf alle Zahlungen wurde erklärt.

— **London.** Während in Zürich der „Jewish Agency Council" die Frage der Teilung Palästinas u. Errichtung eines jüdischen Staates behandelte, wurde hier in dem „Evening Standard" von dem Führer der jüdischen Staatspartei die Behauptung aufgestellt, daß Präsident Dr. Chaim Weizmann ein Geheimabkommen eingegangen sei, wodurch er die Zionisten von vornherein verpflichtete, für die Teilung Palästinas einzutreten.

Er soll mit dem Kolonialsekretär Wm. G. A. Ormsby-Gore konferiert haben, und diesem wird die Aeußerung in den Mund gelegt, daß englische Admiräle „hinter ihm her in Bezug auf Haifa" seien.

— **Montreal.** Die Dominion Textile Co., deren Kette von Fabriken in der Provinz Quebec, eine der Hauptindustrien Canadas darstellt, nahm drei ihrer vier Fabriken wieder in Betrieb. In der Fabrik Cote St. Paul kam es jedoch zu einem Zusammenstoß zwischen Streikern und der Polizei, als erstere Fenster einwarfen und nach Nichtstreiker mit Steinen und halbfaulem Gemüse zu werfen begann. Vor den anderen Fabriken der Firma erschienen ebenfalls Streikposten, jedoch blieb alles ruhig.

— **Oslo, Norwegen.** Durch die große Hitze schmolzen Norwegens Gletscher. ein großer Teil von der Grundlage des Hardanger-Gletschers splitterte sich ab und fiel in den Demme-See. Der Fall erzeugte eine 160 Fuß Welle, die 12 Häuser überspülte, die Ernte vernichtete und die Felder ringsherum mit Geröll bedeckte. Personen kamen aber nicht zu Schaden.

— Am 27. August war es in Winnipeg 92 Grad heiß nach Fahrenheit. Ein sehr heißer August geht seinem Ende entgegen.

— **London.** Aufsehen erregt die Information, daß Mussolini, um die abessinische Kontroverse aus der Welt zu schaffen, willens sein soll, Haile Selassie wieder als Kaiser von Abessinien, allerdings einem sehr reduzierten Abessinien, einzusetzen. Und aus Bath, wo Mussolinis Vertreter an den Ex-Kaiser herangetreten sind, verlautet, daß derselbe selbst nicht mehr so abgeneigt sei wie früher, wo er noch auf England und die Völkerliga hoffte. Der jetzt bekannt gewordene Abschluß eines Vertrages zwischen Italien und England, wonach Italiener Nahrungsmittel über das englische Somaliland einführen dürfen, während Eingeborene dieser englischen Kolonie ihr Vieh auf abessinischem Boden grasen lassen dürfen, hat Haile Selassie überzeugt, daß er von England nichts mehr zu erwarten hat.

— **Washington.** Das Bundesrepräsentantenhaus hieß eine vom Präsidenten Roosevelt geforderte Vorlage gut, durch welche acht Schlupflöcher in den Steuergesetzen verstopft werden sollen, durch welche reiche Personen Steuerzahlungen bis zu $10,000,000 per Jahr umgehen konnten.

Die Abstimmung durch Erheben von den Sitzen ergab 173 dafür und niemand gegen die Annahme.

Ist Dein Abonnement für das laufende Jahr bezahlt? Dürften wir Dich bitten, es zu ermöglichen? — Wir brauchen es zur weiteren Arbeit. Im voraus von Herzen Dank!

Bestellzettel

An: Rundschau Publishing House,
672 Arlington St., Winnipeg, Man.

Ich schicke hiermit für:

1. **Die Mennonitische Rundschau ($1.25)** $..............
2. **Den Christlichen Jugendfreund ($0.50)** $..............

(1 und 2 zusammen bestellt: $1.50)

Beigelegt sind: $..............

Name ....

Post Office ....

Staat oder Provinz ....

Bei Adressenwechsel gebe man auch die alte Adresse an.

Der Sicherheit halber sende man Bargeld in registriertem Brief oder man lege „Bank Draft", „Money Order," „Expreß Money Order" oder „Postal Note" ein. (Von den U.S.A. auch persönliche Schecks.)

Bitte Probenummer frei zuzuschicken. Adresse ist wie folgt:

Name ....

Adresse ....

